

ALLES GENDER? ODER WAS?

Theoretische Ansätze zur Konstruktion von Geschlecht(ern) und ihre Relevanz für die Praxis in Bildung, Beratung und Politik

Dokumentation einer Fachtagung der Heinrich-Böll-Stiftung und des „Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse“ am 9./10. März 2001 in Berlin

Das Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse ist ein lockeres Netzwerk von Männern, die in den Bereichen Männer-/Geschlechterforschung, Männerbildung, Männerberatung und -politik arbeiten. Das Forum veranstaltet zweimal jährlich Fachtagungen, die themenzentriert unterschiedliche Blickrichtungen aus Theorie, Forschung, Praxis und Politik zusammenbringen und insbesondere dem Erfahrungsaustausch dienen. Die Tagungen werden von Mitgliedern des Forums in wechselnden Gruppen vorbereitet und durchgeführt. Die Heinrich-Böll-Stiftung unterstützt das Forum als Koordinationsstelle organisatorisch, finanziell und ideell. Wenn Sie in den Verteiler des Forums aufgenommen werden wollen, dann wenden Sie sich an: Heinrich-Böll-Stiftung, Forum Männer, Henning von Barga, Rosenthaler Str. 40/41, 10178 Berlin, Tel.: 030-28534-180, E-mail: gender@boell.de

Dokumentationen der Heinrich-Böll-Stiftung, Nr. 18:
Alles Gender? Oder was? – Theoretische Ansätze zur Konstruktion von Geschlecht(ern) und ihre Relevanz für die Praxis in Bildung, Beratung und Politik. Dokumentation einer Fachtagung der Heinrich-Böll-Stiftung am 9./10. März 2001 in Berlin
Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung

1. Auflage, Oktober 2001
© bei der Heinrich-Böll-Stiftung
Alle Rechte vorbehalten
Druck: trigger, Berlin

Tagungsvorbereitung: Peter Godbersen, Gernot Krieger, Dag Schölper, Willi Walter und Henning von Barga

Die vorliegenden Beiträge müssen nicht die Meinung der Herausgeberin wiedergeben.

Bestelladresse:
Heinrich-Böll-Stiftung, Hackesche Höfe, Rosenthaler Str. 40/41, 10178 Berlin,
Tel. 030-285340, Fax: 030-28534109, E-mail: info@boell.de Internet: www.boell.de

INHALT

Vorwort	5
Regina Frey & Johannes Dinger Wie Theorien Geschlechter konstruieren	7
Andrea Roedig Judith Butler – ein Sohn ihrer Zeit	26
Jens Krabel & Sebastian Schädler Dekonstruktivistische Theorie und Jungenarbeit	35
Gerhard Hafner Kann ein dekonstruktiver Ansatz zum Abbau von Männergewalt beitragen?	47
Gernot Krieger & Dag Schölper Erkenntnisinteresse und Konstruktion von Erkenntnis beziehungsweise Dekonstruktion von Dogmen	55

VORWORT

In der „Sex-Gender-Diskussion“ steht die Frage nach den Methoden der Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit im Mittelpunkt: Wie werden Frauen und Männer gedacht und wahrgenommen, wie präsentieren sich Individuen als weiblich oder männlich, welche Eigenschaften werden ihnen zu- oder abgesprochen, in welchen Prozessen vollzieht sich im Alltagsleben die Blau- bzw. Rosafärbung von Personen, Räumen, Gegenständen, Praxisfeldern? Es geht darum, mehr über die soziale Herstellung von Geschlechtsbedeutungen zu erfahren. Verschiedene (neuere) Theorieansätze zur (De-) Konstruktion gehen diesen Fragen nach und liefern Erklärungen.

Im Zentrum der Tagung „Alles gender? Oder was? – Theoretische Ansätze zur Konstruktion von Geschlecht(ern) und ihre Relevanz für die Praxis in Bildung, Beratung und Politik“ standen die Fragen, ob es sich dabei um mehr als abstrakte akademische Diskurse handelt, welche Relevanz diese für die Praxis in (Männer-)Bildung und Beratung haben und ob sie Möglichkeiten für selbst-reflektierendes politisches Handeln im Rahmen von Geschlechterpolitik eröffnen.

Die Vorträge und Diskussionen über die o.g. Fragen waren sehr anregend und erhellend, auch wenn einiges offen blieb. Die Umsetzung konstruktivistischer Theorieansätze und Erkenntnisse in der Praxis der (politischen) Bildungsarbeit und der Geschlechterpolitik bleibt weiterhin eine Herausforderung; gute Anregungen dazu finden sich in dieser Dokumentation.

Die Tagung wurde von der Heinrich-Böll-Stiftung und dem Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse vorbereitet und durchgeführt. Das Forum ist ein lockeres Netzwerk von Männern, die in den Feldern „Männer- bzw. Geschlechterforschung“, „Männerbildung“, „Männerberatung und -politik“ arbeiten. Das Forum veranstaltet zweimal jährlich Fachtagungen, die themenzentriert unterschiedliche Blickrichtungen aus Theorie, Forschung, Praxis und Politik zusammenbringen und insbesondere dem Erfahrungsaustausch dienen. Die Tagungen werden von Mitgliedern des Forums in wechselnden Gruppen vorbereitet, durchgeführt und jeweils dokumentiert. Die Heinrich-Böll-Stiftung unterstützt das Forum als Koordinationsstelle organisatorisch, finanziell und ideell.

An der Vorbereitung der Tagung „Alles gender? Oder was?“ waren beteiligt: Peter Godbersen, Gernot Krieger, Dag Schölper und Willi Walter. Bei allen möchten wir uns für die engagierte Mitarbeit bedanken.

Henning von Barga
Referent der Stabsstelle Geschlechterdemokratie
Heinrich-Böll-Stiftung

Regina Frey, Johannes Dingler¹

WIE THEORIEN GESCHLECHTER KONSTRUIEREN

Ein Debattenüberblick

1. Einleitung

Gelegentlich liest man an Wänden öffentlicher Orte den Spruch: „Alle Menschen sind intelligent, nur die Ausnahmen haben die Regel“. Ohne daß die Begriffe „Geschlecht“, „Mann“ oder „Frau“ vorkommen, haben wir alle sofort begriffen, worum es hier geht. Implizit ist in diesem Spruch nämlich eine komplette Theorie von Geschlecht enthalten, auf die wir zurückgreifen, wenn wir die Pointe verstehen. Zunächst werden Menschen hier durch Rationalität definiert, d. h. Menschen sind jene Wesen, die intelligent sind. Es gibt aber Ausnahmen, nämlich solche, die „die Regel“ haben, also Frauen. Frauen sind daher strenggenommen keine Menschen, denn ihnen fehlt das wesentliche Merkmal des Menschseins. Eigentlich sind also nur Männer wirklich Menschen, denn sie sind intelligent und keine Ausnahmen mit der Regel. Das weibliche Geschlecht ist durch seine Biologie bestimmt und steht gerade hierdurch dem wahren Menschsein entgegen, das durch die Vernunft determiniert wird. Diese implizite Geschlechtertheorie des o.g. Spruchs geht also davon aus, daß das weibliche Geschlecht ein Resultat des weiblichen Körpers ist und damit einerseits nie zum Menschen werden kann und andererseits dem Mann immer unterlegen ist, denn nur er ist intelligent, nur er ist Mensch.

Ohne es uns bewußt zu machen, wenden wir so täglich ständig unausgesprochene Theorien des Geschlechts an, in denen eine bestimmte Vorstellung enthalten ist, durch was Geschlecht entsteht, an was es gebunden ist und was dies schließlich für die Gesellschaft bedeutet. In der akademischen Diskussion dagegen werden ganz unterschiedliche Theorien entwickelt, die reflektiert zu erklären versuchen, was Geschlecht ist, wie es zustande kommt, wie es sich reproduziert und wie es gesellschaftlich wirkt. In diesem Beitrag soll deshalb ein Überblick über die Diskussionen der feministischen Theorie geben werden, um dabei aufzuzeigen, „wie Theorien Geschlechter konstruieren“ und welche Debatten, Kontroversen und Auseinandersetzungen dabei entstehen.

Dabei soll vor allem auf feministische Theorien eingegangen werden, während die Männerforschung nicht explizit diskutiert wird. Der folgende Überblick bezieht sich also auf Theorien, die sich ihrem Anspruch nach explizit auf das weibliche Geschlecht beziehen, dabei aber natürlich implizit immer auch das männliche Geschlecht mitkonstruieren. Ziel dieser Theorien ist es, die Unterwerfung der Frauen zu erklären und zu beenden. Vor allem dekonstruktivistische Ansätze stellen allerdings Theorien dar, welche sich auf die gesamte Geschlechterordnung beziehen und dabei die allgemeine Konstruktion von Geschlecht theoretisieren. Sie lassen sich deshalb sowohl auf die Konstruktion von Femininität, als auch auf die von Maskulinität anwenden.

Im folgenden wollen wir zunächst auf die für die feministische Theorie grundsätzliche Unterscheidung von Sex und Gender eingehen, durch die es erst möglich wurde, überhaupt eine sozialwissenschaftliche Theorie des Geschlechts zu entwickeln. Anschließend wollen wir einen Überblick über feministische Theorien von Geschlecht geben. In den Debatten des Feminismus gibt es eine

¹ Wir haben diesen Beitrag in Zusammenarbeit verfaßt; allerdings liegen die Schwerpunkte wie folgt: Kapitel 1, 3 (Dritte Welle) und 5: Johannes Dingler; Kapitel 2, 3 (Erste und Zweite Welle), 4 und 6: Regina Frey.

Vielzahl von Versuchen der Einteilung. Für den Zweck dieses Beitrags halten wir eine Klassifikation der Debatten um Geschlecht in drei „Wellen“ für sinnvoll. Eine solche Einteilung stellt natürlich immer eine vereinfachende Homogenisierung dar, welche bestimmte Gesichtspunkte besonders hervorhebt, gleichzeitig aber andere Aspekte ausblendet.² Wir sind allerdings der Meinung, daß durch eine solche Klassifikation der feministischen Theorienbildung in drei Wellen die derzeitigen Auseinandersetzungen um Konstruktionen von Geschlecht besonders gut deutlich werden (vgl. dazu Plumwood 1986, Maihofer 1997).

Die erste Welle stellt dabei das sogenannte Gleichheitsparadigma dar, in dem angestrebt wird, die Gleichheit zwischen den Geschlechtern zu betonen, um so eine Gleichheit zwischen Männern und Frauen zu erreichen.

Die zweite Welle kann als Differenzparadigma bezeichnet werden, da hier die Differenz zwischen den Geschlechtern – also zwischen Männern und Frauen – hervorgehoben wird, wobei Frauen nicht wie im erwähnten Spruch als dem Mann unterlegen, sondern als gleichwertig oder sogar überlegen eingeschätzt werden.

In den neueren Debatten schließlich entwickelt sich eine dritte Welle, die vor allem von afroamerikanischen Frauen, von Frauen aus südlichen Ländern und von Lesben angestoßen wurde. In dieser dritten Welle wird zum einen die Differenz zwischen Frauen – und weniger die zwischen Männern und Frauen – ins Zentrum der Auseinandersetzung gerückt und zum anderen bisher unhinterfragte Annahmen wie die Voraussetzung einer Vorstellung des biologischen Geschlechts oder die der gesamten vergeschlechtlichten Gesellschaftsordnung kritisiert. Diese dritte Welle ist stark vom postmodernen Denken beeinflusst und stößt gerade deshalb in feministischen Debatten immer wieder auf vehementen Widerstand. Unserer Ansicht nach sind diese postmodern informierten Theorien des Geschlechts allerdings sehr viel mehr als nur Scheinkämpfe im akademischen Elfenbeinturm, denn sie eröffnen neue Möglichkeiten für selbstreflektiertes politisches Handeln im Rahmen von Geschlechterpolitik. Außerdem ziehen sie berechtigte Einwürfe bisher ausgegrenzter Gruppen in Betracht, die sich in den ersten zwei Wellen der feministischen Theorie nicht repräsentiert fühlen (vgl. Dingler, Frey u.a. 2000). Diese drei Wellen feministischer Theorien, die vor allem ein Instrument der Einordnung darstellen, folgen allerdings nicht aufeinander, sondern sie werden gleichzeitig in den Debatten vertreten. Als Ergebnis der Diskussion der drei Wellen sollen dann die unterschiedlichen Dimensionen des Genderbegriffs schematisch dargestellt werden. Am Schluß dieses Beitrags wollen wir schließlich auf einige – vor allem politische – Konsequenzen der neuen Entwicklungen der dritten Welle hinweisen und dabei auch auf wesentliche Konfliktlinien eingehen, die sich daraus ergeben. Dabei zeigt sich im Verlauf der Debatten der drei Wellen – so die dabei vertretene These, auf die wir immer wieder hinweisen wollen –, daß sich im Genderbegriff Paradoxien ergeben.

² Für andere Klassifikationen der feministischen Theorienbildung vgl. u.a. Tong 1989, Jaggar 1983.

2. Sex und Gender: Zur Entstehung eines symbiotischen Begriffspaares und dessen Folgen

„Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es. Keine biologische, psychische oder ökonomische Bestimmung legt die Gestalt fest, die der weibliche Mensch in der Gesellschaft annimmt.“ (de Beauvoir 1997: 334)

Mit diesen Sätzen legte Simone de Beauvoir den Grundstein für den Gedanken, daß Geschlecht eine soziale Kategorie ist – also für die Idee von Gender. Als sie „Das andere Geschlecht“ schrieb, war Gender noch ein rein grammatikalischer Begriff³ – erst in den 60er Jahren wurde er in den sozialwissenschaftlichen englischsprachigen Kontext eingeführt. Der Psychoanalytiker Robert Stoller wandte 1968 die Unterscheidung zwischen Sex und Gender an: Er untersuchte Probleme der Gender-Identität bei Patientinnen und Patienten, die ihrer Umwelt zufolge „falsche“ oder „fehlende“ sexuelle Merkmale hatten (z.B. Hermaphroditen), jedoch gemäß einer eindeutigen Rolle – männlich oder weiblich – sozialisiert wurden. Die britische Soziologin Ann Oakley übernahm 1972 diese Unterscheidung und setzte sie in einen gesellschaftspolitischen Kontext: „Sex ist ein Wort, das sich auf die biologischen Unterschiede zwischen männlich und weiblich bezieht [...], dagegen ist Gender eine Sache der Kultur: es bezieht sich auf die soziale Klassifizierung in „masculin“ und „feminin“.“ (Oakley 1972: 16). Oakley betont dabei aber insbesondere die Variabilität von Gender: Die Kriterien für das, was Männlichkeit und Weiblichkeit ausmache, seien je nach Ort und Zeit sehr unterschiedlich. Mit dieser Unterscheidung zwischen Sex und Gender hat Oakley ein feministisches Instrument geschaffen, anhand dessen Rollenfestschreibungen aufgrund biologischer Faktoren zurückgewiesen werden können. Zugleich gab sie hiermit dem Gedanken der sozialen Konstruktion von Geschlecht, den Beauvoir bereits thematisiert hatte, einen Namen.

Eine weitere Autorin, die es zu erwähnen gilt, ist die Anthropologin Gayle Rubin. Ihr geht es um die Entstehung von Geschlecht als sozialer Kategorie. 1975 – ausgehend von einer feministischen Kritik an den Werken Freuds' und Levi Strauß' – erfand sie das sogenannte „Sex-Gender System“. Dieses „Sex-Gender System“ ist „das Set an Arrangements mit dem eine Gesellschaft biologische Sexualität in Produkte menschlicher Aktivität transformiert und in denen diese transformierten sexuellen Bedürfnisse befriedigt werden.“⁴ (Rubin 1975: 159).

Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ist ein wesentliches Element von Rubins Analyse, sie sei ein Tabu, das die Geschlechter unterscheidet, das „die biologischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern (Sexes) verschärft und damit Gender erschafft“. Rubins Vorstellung von Gender ist dabei interessanterweise schon sehr kritisch: „[...] die Auslegung von Lévi-Strauss und Freud läßt darauf schließen, daß wir nicht auf die Vernichtung der Männer aus sein sollten, sondern daß wir die Eliminierung des sozialen Systems, das Sexismus und Gender hervorbringt, anstreben sollten.“ (Rubin 1975: 204). Hier wird Gender als Struktur betrachtet, die es (feministisch) zu überwinden gilt – dieser Gedanke wird uns wieder begegnen, wenn es um postmoderne Ansätze geht. Trotz dieses ersten gender-kritischen Einwurfes seitens Gayle Rubin, taugte das Konzept Gender ab den 70er Jahren in politischer Theorie und Praxis, um feministische Geschlechterpolitik zu betreiben. Insbesondere die Unterscheidung zwischen Sex und Gender. So auch im Rahmen von Gender Trainings im entwicklungspolitischen Bereich, was die Abschrift einer Folie aus einem Handbuch für Gender Training verdeutlicht:

³ Corbett (1991) hat mehr als 200 Sprachen bezüglich der Zahl der Geni untersucht und kommt zu dem Ergebnis, daß: „die Zahl der Genders (im Orig., R.F.) sich nicht auf drei beschränkt, sondern daß vier üblich und 20 möglich sind“ (Corbett 1991: 5, zit. nach Hawkesworth 1997: 657).

⁴ Alle englischen Zitate dieses Beitrags wurden von der Autorin und dem Autor ins Deutsche übersetzt.

Sex	versus	Gender
SEX		GENDER
biologisch		kulturell
von Geburt an gegeben		durch Sozialisation erlernt
deswegen:		deswegen:
KANN NICHT GEÄNDERT WERDEN		KANN GEÄNDERT WERDEN
Beispiel		Beispiel
<u>Nur</u> Frauen können gebären		Frauen <u>und</u> Männer können als Lehrer, Ingenieure, Arbeiter arbeiten
<u>Nur</u> Männer können zeugen		Frauen <u>und</u> Männer können sich um Kinder und ältere Menschen kümmern

Quelle: Kerstan 1995: Gender-sensitive Participatory Approaches in Technical Co-operation; Trainer's Manual for Local Experts, Eschborn (Publikation der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit). Topic 1.3, Overhead 1, ohne Seitenangabe. (Übersetzung R. Frey)

Die Unterscheidung zwischen Sex und Gender, die hier auf den Punkt gebracht wird, ist bereits seit geraumer Zeit durch Gender-Theorien problematisiert worden, hierauf wird weiter unten einzugehen sein. Zunächst zeigt dieses Schaubild, wie sehr sich Gender durch die Abgrenzung von Sex erst konstituiert. Darauf hat bereits 1987 Donna Haraway hingewiesen: Im Zuge ihrer Analyse des Begriffes Gender verweist sie auf den engen Zusammenhang von Sex und Gender. Gender sei im Englischen seit dem 14. Jahrhundert gebraucht worden – und zwar im Sinne des lateinischen Ursprungs des Wortes generare, was „zeugen“ bedeutet. Diese Bedeutung fände sich auch in Begriffen wie „Generation“ oder dem englischen engender (erzeugen). (Haraway 1987)

Auch verweist Haraway darauf, daß die Entstehung der Sex-Gender-Unterscheidung in einem „westlich orientierten politisch-philosophischen Hauptfeld binärer Oppositionen“ (ebd. 23) zu sehen sei. Während nämlich „Sex“ als biologisches Geschlecht der Natur zugeordnet würde, gelte „Gender“ – als soziales Geschlecht – der Kultur zugeordnet. Diese Unterscheidung entspringe einem spezifisch westlichen Denksystem, das eine Reihe von problematischer Ausschlüsse in sich berge. Haraways Vorschlag ist es deswegen, die Entstehungsgeschichte und die spezifische Situiertheit von Gender zu betrachten. Für sie ist Gender eine „durch und durch historische Kategorie“ (ebd.: 27).

Wir müßten Gender dann als Begriff verstehen, der zwar einerseits viele geschlechterpolitische Türen öffnen kann, der aber andererseits im Rahmen eines westlichen und auch kolonialistischen Zusammenhangs entstanden ist. Haraways Forderung geht dahin, daß feministische Theorie und Praxis den eigenen Begriffsapparat selbstkritisch reflektieren müsse, will sie nicht in Denkmustern

eines Diskurses verharren, den sie so vehement kritisiert hat. Auch Gender als Konzept müsse dann einer herrschaftskritischen Analyse unterzogen werden. Das Begriffspaar Sex und Gender, das zwar immer als Unterscheidung vorkommt, aber trotzdem in einem symbiotischen Verhältnis zueinander steht, müsse deswegen näher betrachtet werden.

Dies haben neben Haraway verschiedenste Autorinnen getan, zum Beispiel Judith Butler (siehe diesbezüglich den Beitrag von Andrea Roedig). Wir möchten an dieser Stelle auf Linda Nicholson eingehen, die mit ihrer sogenannten „Mantelständer“-Theorie eine sehr anschauliche Konzeption von Gender entworfen hat. Laut Nicholson ist es heute zwar durchaus so, daß es ein Verständnis dafür gebe, daß Gender „die soziale Organisation von sexuellen Unterschieden“ (nach Joan Scott) sei – also, daß wir Geschlechtsunterschiede nur durch eine kulturell und gesellschaftlich geprägte Matrix wahrnehmen können und damit weder Sex noch Gender stabil seien. Dennoch lebe aber das alte Erbe des biologischen Geschlechts in aktuellen Diskussionen weiter. Um dies zu verdeutlichen, wählt sie die Metapher vom „Mantelständer“ (im Orig.: *coatrack view of self-identity*, Nicholson 1995: 41). Der biologische Körper (Sex) werde oft als „Mantelständer“, also wie ein stabiler Kern wahrgenommen, über den dann soziale und kulturelle Normen und Verhaltensweisen (Gender) quasi wie Mäntel geworfen werden können. Nicholson kritisiert aber an dieser Vorstellung: „Durch den Glauben, daß geschlechtliche Identität [im Orig.: *sex identity*] das repräsentiert, was gemeinsam über Kulturen hinweg besteht, haben wir oft fälschlicherweise Dinge, die für moderne westliche Kultur oder für bestimmte Gruppen hierin spezifisch sind, verallgemeinert“ (ebd. 1995, 42). Eine solche Vorstellung von Gender entspräche jedoch einer biologischen Fundierung von Gender und sei lediglich eine Ergänzung und noch lange keine Ersetzung der Vorstellung eines festgelegten biologischen Geschlechts.

Nicholson schlägt als Alternative ein Gender-Konzept vor, das sich von dem vermeintlichen Kern des biologischen Geschlechts (also dem „Mantelständer“) ablöst: nicht ein Verschwinden des Körpers, sondern die historische und kulturelle Kontextualisierung dessen, was es jeweils heißt, „Mann“ oder „Frau“ zu sein. Die Bedeutung von „Frau“ oder „Mann“ wäre dann als eine Variable bzw. ein Webstück mit sich überschneidenden Ähnlichkeiten und Unterschieden vorstellbar. In einem solchen Webstück komme der Körper durchaus vor, aber nicht als determinierende, sondern als spezifische historische Komponente, deren Bedeutung sich je nach Zusammenhang unterscheidet.

Zusammenfassend können wir folgendes feststellen: Die Einführung des Gender-Konzepts war ein wichtiger Schritt für die feministische Theorie und Praxis, um sich gegen Vorstellungen der Biologie als Schicksal zu wehren. Auch diente Gender dazu, das Feld gesellschaftlicher Manövriermasse zu kennzeichnen, das sich aus einem Verschwinden von starren Gender-Stereotypen und Rollen ergeben kann. Gerade Autorinnen wie Haraway und Nicholson zeigen die Grenzenlosigkeit dieses Feldes auf. Gleichzeitig setzte aber auch innerhalb der Theorie eine notwendige selbstreflektierende Wende ein, die das problematische Erbe von Gender aufzeigt und somit den strategischen Nutzen und die Qualität des Begriffes relativiert.

3. Gender in verschiedenen Theorieansätzen

Im folgenden geht es um die Frage, wie die Kategorie Gender innerhalb der verschiedensten Theorieansätze gebraucht wird und wie diese dadurch – in der Regel ohne dies zu benennen – jeweils spezifische Konstruktionen von Gender entwerfen.

Erste Welle: Das Gleichheitsparadigma (u.a. Liberalfeminismus)

Als Vertreterinnen und Vertreter liberalfeministischer Strömungen des historischen Feminismus gelten Mary Wollstonecraft, John Stuart Mill und Harriet Taylor (vgl. Tong 1989: 13ff.). Im „modernen“ Feminismus sind hier vor allem Betty Friedan, aber in gewisser Hinsicht auch Simone de Beauvoir zu nennen. Der liberale Feminismus gründet sich mit seiner Forderung nach gleichen Rechten für Männer und Frauen in der klassischen liberalen Vertragstheorie. Sein „legalistisches Gleichheitsprinzip“ (Dietzen 1993: 111) erklärt sich aus der Vorstellung von Menschen als Individuen, die jeweils vernunftbegabte Wesen sind und deswegen gleiche Rechte und Zugangschancen zu allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens – vor allem des beruflichen Lebens – haben (vgl. Dietzen 1993: 93f.). So stellt Friedans „Weiblichkeitswahn“ (1963) vor allem die berufliche Karriere von Frauen als Mittel der Selbstfindung von Frauen heraus – nur so könnten Männer und Frauen gleich werden und zu einer vollen Menschlichkeit gelangen.

Die Differenz zwischen Männern und Frauen stellt sich bei vielen liberalfeministischen Ansätzen dadurch ein, daß sich Frauen in der männlichen Sphäre noch nicht behauptet haben. Das Rezept gegen Unterdrückung von Frauen wäre infolgedessen eine Anpassung der Frauen an männlich geprägte Werte und Normen. Eine solche „Maskulinisierungsstrategie“ (Plumwood 1990: 219) hinterfragt aber nicht den Rahmen der gesellschaftlichen Ordnung, vielmehr bleibt das (männlich geprägte) Bestehende die Norm.

Man kann also sagen, daß das Gender-Konzept im Gleichheitsparadigma zwei Gender vorsieht – wie es dazu kommt, bleibt unhinterfragt. Das eine Gender (Männer) verkörpert in dieser Denkweise ein Ideal, an das sich das andere Gender (Frauen) anpassen muß, soll Gleichheit erreicht werden.

Zweite Welle: Das Differenzparadigma

Am Gleichheitsprinzip des liberalen Feminismus setzt die Kritik an, die von einer Reihe feministischer Strömungen insbesondere ab den 70er Jahren formuliert wurde: Es ginge nicht um die Erreichung von Gleichheit innerhalb eines bestehenden Gender-Systems, sondern darum, spezifische positive Merkmale von Weiblichkeit herauszustellen und zur Norm zu machen und somit eine gesellschaftliche Transformation zu erreichen, die sich nicht länger an männlichen Normen und Werten orientiert. Letztere werden bei differenzfeministischen Ansätzen häufig als hierarchisch, gewaltförmig und zerstörerisch aufgefaßt. Jenseits dieser Normen, so die Vision, sei eine bessere weibliche Welt zu schaffen, da das Weibliche als bewahrend, mit mehr Moralität und sozial verantwortlicher aufgefaßt wird.

Wichtig ist dabei aber, wie ein „weibliches Besseres“ begründet wird: Die einen (und das ist eindeutig die Mehrheit feministischer Ansätze) sehen die positiven weiblichen Eigenschaften durch Sozialisation bedingt, Differenz ist hier also konstruiert. Die anderen sehen die Geschlechterdifferenz als naturgegeben an. Diese essentialistischen Ansätze lehnen die Unterscheidung zwischen Sex und Gender weitgehend ab, da sie davon ausgehen, daß das biologische Geschlecht das soziale Verhalten beeinflusst, wenn nicht sogar bestimmt: Sex determiniert also Gender, die Unterscheidung zwischen Sex und Gender wäre eigentlich überflüssig. Zudem sagen insbesondere einige Ökofeministinnen, daß Frauen durch biologische Fähigkeiten wie Gebären und Stillen eine besondere Beziehung zur Natur besäßen, die sich auch in ihren sozialen Rollen zeigen müsse. Dieser Sichtweise zufolge wären Frauen auf Grund ihrer Biologie näher an der Natur als Männer, auch hier kann dann das biologische Geschlecht Gender bestimmen.

Die Kritik liegt auf der Hand: Eine solche Auffassung verspiele gerade die Möglichkeit der Kritik an biologisch legitimierten Rollenzuweisungen, welche die Idee von Gender dem Feminismus eröffnete. Zudem binde diese Perspektive Frauen und Männer unausweichlich an bestimmte soziale Rollen und führe so zu einer Stabilisierung der Gender-Ordnung. Man muß dabei betonen, daß dezidiert essentialistische Positionen nicht sehr häufig zu finden sind, gerade in feministischer Theorie.⁵

Nun gibt es aber auch eine Reihe von Ansätzen, die sich zwar im Spektrum des Differenzparadigmas befinden, die eine solch deterministische Haltung aber ablehnen. Auch sie gehen von einer Differenz aus, auch bei ihnen verkörpert das Weibliche Positives und das Männliche Negatives, allerdings als Resultat gesellschaftlicher Konstruktionsprozesse von Geschlecht – das Weibliche wird nicht zu einem universellen und nicht hinterfragbaren Guten erhoben, sondern strategisch eingesetzt, um eine gesellschaftliche Vision zu artikulieren. Zum Beispiel wird die Arbeit von Carol Gilligan, 'In a Different Voice: Women's Conceptions of Self and of Morality' (1977), häufig zwar in einer essentialistischen Ecke verortet (ausgehend von der Kritik an einem androzentrischen Konzept vom erwachsenen Menschen als autonom und entscheidungsmächtig nimmt sie eine Perspektive ein, die Verbundensein mit anderen als Stärke setzt). Ausgangspunkt ihrer Analyse ist aber nicht eine vermeintliche weibliche Natur, sondern die weibliche Erfahrung und die Konstruktion sozialer Realität. Aus ihr leitet Gilligan eine zu unterscheidende Stimme ab, mit der Frauen ein anderes Konzept des Selbst und der Moralität artikulieren. Man kann an der Arbeit Gilligans Kritik üben, aber sie ist nicht unbedingt essentialistisch, da sie Gender nicht als von der Natur bestimmt betrachtet.

Auch wenn es innerhalb des Differenzparadigmas Unterschiede in der Begründung der Geschlechterdifferenz gibt, seine Gender-Konstruktion zeichnet sich weiterhin dadurch aus, daß Gender – nicht anders als beim Gleichheitsparadigma – in einem Männlich-Weiblich-Gegensatz verankert ist. Unterdrückung soll aber dadurch beseitigt werden, daß Frauen und Männer nach einem weiblichen Prinzip leben. Eine solche einfache Umdrehung der Verhältnisse blieb natürlich ebenso nicht unkritisiert.

Dritte Welle: Heterogenitäten und Dekonstruktionen

Die erste Welle des Feminismus (als Gleichheitsparadigma) strebt also eine Gleichheit von Männern und Frauen an, wobei das männliche Geschlecht implizit als Norm für beide Geschlechter benützt wird. Die zweite Welle des Feminismus (als Differenzparadigma) betont dagegen die Differenz zwischen Männern und Frauen, will dabei aber eine Hochbewertung des bisher unterbewerteten Weiblichen vornehmen. Vor allem als Kritik und Reaktion auf diese zweite Welle entstand in den letzten Jahren eine dritte Welle des Feminismus, die zunehmend auch postmoderne Denkart mit einbezieht. Diese dritte Welle entwickelt ihre Kritik schematisch in drei Schritten: Erstens wird auf die Homogenisierung der Frau im Differenzansatz hingewiesen und daraus folgend für eine Anerkennung der Differenz zwischen Frauen eingetreten. Zweitens wird aufgezeigt, daß auch die weibliche Identität selbst nur ein Konstrukt des eigentlich kritisierten androzentrischen Diskurses darstellt. Drittens schließlich wird die Sex-Gender-Unterscheidung einer Dekonstruktion unterzogen und die Vorstellung des biologischen Geschlechts letztlich ebenfalls als eine soziale Konstruktion erachtet. Dabei zeigt sich, daß die von Judith Butler vorgenommene Dekonstruktion der

⁵ Mary Daly hat z.B. ihr u. E. essentialistisches Werk „Gyn-Ökologie“ (1978) als anti-akademisch bezeichnet, verortet sich also selbst nicht innerhalb eines feministischen Theoriediskurses.

Vorstellung eines biologischen Geschlechts, welche immer wieder ins Zentrum der Auseinandersetzungen mit postmodernen Spielarten des Feminismus rückt, nur ein Aspekt der zunehmend postmodernen Orientierungen der feministischen Theorienbildung darstellt (vgl. Dinger, Frey u.a. 2000: 130). Alle drei Schritte sollen nachfolgend ausführlicher erläutert werden.

1. Im Differenzparadigma werden Frauen, so der Vorwurf von Feministinnen der dritten Welle, als eine einheitliche Kategorie präsentiert: alle Frauen seien prinzipiell gleich und dabei prinzipiell different zu allen Männern, so die Annahme. Da sie alle gleich seien, besäßen sie auch gleiche Interessen und hätten dieselbe Erfahrung der Unterdrückung als Frauen – Frauen wären demnach eine homogene Gruppe kraft ihres Geschlechts. Gemäß dieser Perspektive, die oft als Identitätspolitik bezeichnet wird, resultiert aus der Homogenität der weiblichen Identität schließlich die politische Position aller Frauen.

Gerade die Annahme, Frauen seien eine homogene Gruppe, wird von afroamerikanischen Feministinnen, von Frauen aus dem Süden und seitens der postkolonialen Kritik und der *queer theory* kritisiert, da sich diese Gruppen nicht in einer solchen Darstellung repräsentiert sehen. Afroamerikanische Frauen und Frauen aus dem Süden wenden ein, daß sich aus ihrer Lebensrealität ganz andere Erfahrungen ergeben, als dies der homogene Geschlechterbegriff beschreibt (vgl. z.B. Mohanty 1991, hooks 1981). Neben ihrer ethnischen Herkunft unterscheiden sich Frauen darüber hinaus, so ein weiterer Einwurf, in ihrer sozialen Klasse oder in ihrer sexuellen Orientierung, woraus jeweils andere Erfahrungen oder Interessen resultieren. Frauen in unterschiedlichen Kontexten besitzen somit auch verschiedene Interessen und Erfahrungen (vgl. Spelman 1988). Ohne dies explizit zu verdeutlichen, reflektiert die zweite Welle des Feminismus deshalb eigentlich nur weiße, westliche, heterosexuelle Frauen der Mittelklasse, während der Kontext anderer Frauen weitgehend ausgeblendet bleibt. Die partikularen Aspekte bestimmter Frauen werden somit zu Charakteristiken aller Frauen verallgemeinert (vgl. ebd.: 4). Damit reproduziert der Differenzansatz aber genau das, was die feministische Theorie dem maskulinen Denken des Androzentrismus immer vorgeworfen hat: Eine bestimmte Gruppe gibt eine Norm vor, und alle anderen müssen sich entweder anpassen oder aber sie werden marginalisiert. Der Geschlechterbegriff des Differenzparadigmas wird also letztlich nur einer bestimmten Gruppe von Frauen gerecht, schließt aber viel andere Frauen aus.

Daraus folgt für die dritte Welle, daß Geschlecht nicht als eine homogene Kategorie eingeschätzt werden darf, da kein einheitliches Wesen, keine einheitlichen Erfahrungen oder Interessen aller Frauen existieren. Dies gilt selbstverständlich sowohl für die feminine als auch für die maskuline Geschlechterkategorie. Gemäß der dritten Welle muß daher auch die Differenz zwischen Frauen – oder die Differenz zwischen Männern – berücksichtigt werden (vgl. Klinger 1995: 803). Geschlecht ist also nicht die einzige Variable, welche die Identität determiniert, sondern auch andere soziale Kategorien wie ethnische Herkunft, sexuelle Orientierung oder die soziale Klasse sind für eine Theorie des Geschlechts und für eine Erklärung von Herrschaftsverhältnissen relevant (vgl. Spelman 1988: 136ff).

Dies hat zunächst zwei politische Konsequenzen: Erstens ist eine sogenannte Identitätspolitik, das heißt eine Politik, die auf einen gemeinsamen Standpunkt aller Frauen als Frauen zurückgreift, nicht mehr plausibel. Da kein homogener Standpunkt aller Frauen existiert, kann aus der Identität auch keine Grundlage einer gemeinsamen Politik folgen, da dies notwendigerweise Ausschlüsse nach sich zöge, die bestimmten Frauen nicht gerecht würden. Zweitens darf ein politisches Projekt der dritten Welle nicht mehr nur die Differenz zwischen Geschlechtern anerkennen und fördern, sondern es müssen multiple Formen der Differenz akzeptiert werden. Ein jeder soll sich mit der eigenen Stimme politisch artikulieren können.

2. Im einem zweiten Schritt reagiert die Kritik auf diese Forderung der Anerkennung von Differenz, indem die postmoderne Dekonstruktion auf die gesamte androzentrische Ordnung, auf die gesamte Geschlechtermatrix von „männlich“ und „weiblich“ angewandt wird. Nach der Kritik an der Homogenität der Kategorie Geschlecht, wird – wie gezeigt – eine Anerkennung der Differenz zwischen Frauen, also der Differenz innerhalb der Geschlechterkategorie gefordert. Jedes differente Andere, das oft als Subaltern bezeichnet wird, also das Andere, das wegen seines Andersseins unterdrückt wird, soll anerkannt werden und sich selbst in seinem Anderssein artikulieren können. Damit wird aber angenommen, daß das differente Andere – also die afroamerikanische Frau, die Frau aus dem Süden, Lesben oder Schwule – eine eigene Stimme besäße, eine authentische Stimme, die jenseits der herrschaftlichen Ordnung stünde und von dieser unabhängig wäre. Die politische Position dieses differenten Anderen, die Position des Subaltern, wird dabei also als eine Position der Befreiung erachtet. Sobald sich das Subaltern von dieser Position aus artikulieren könnte, so die implizite Annahme, sobald es also seine eigene Stimme erheben könnte, seine Differenz formulieren würde, dann artikuliert es wirklich sich selbst und bewirkt damit seine eigene Befreiung. Sobald also die afroamerikanische Frau als afroamerikanische Frau, die Frau aus dem Süden als Frau aus dem Süden, Lesben als Lesben und Schwule als Schwule sprechen könnten und damit ihre Differenz ausdrückten, sprächen sie mit ihrer eigenen Stimme und bewegten sich somit jenseits der Unterdrückung. Durch die Artikulation ihrer authentischen Stimme könnten sich bisher ausgeschlossene subalterne Gruppen so schließlich selbst befreien. Die authentische Stimme der Differenz wäre daher eine Stimme der Befreiung. Eine solche Perspektive der authentischen Stimme, der Anerkennung von Differenz um der Differenz willen, ist allerdings, wie in der dritten Welle argumentiert wird, aus zwei Gründen problematisch: Wenn, erstens, jedes differente Andere als anderes anerkannt werden soll, dann ist letztlich keine Unterscheidung zwischen „guten“ und „schlechten“ Differenzen, zwischen libertären und unterdrückenden Verschiedenartigkeiten mehr möglich. Unterschiedlichkeit als solche wird dann schon zum politischen Ideal, ganz egal, wie diese Unterschiedlichkeit aussieht (vgl. Fraser 1996: 203f). Wenn jede Differenz akzeptabel ist, dann ist die Differenz der Afroamerikanerin genauso anerkanntenswert wie die Differenz des Neonazis. Auch der Neonazi dürfte dann seine Unterschiedlichkeit ohne Widerstand politisch artikulieren. Auch die Position des Sklavenhalters wäre genauso legitim wie die des Sklaven. Die unkritische Anerkennung von Differenz um der Differenz willen ist deshalb aus feministischer Sicht nicht unproblematisch. Eine adäquate Position der Anerkennung von Differenz muß deshalb Nancy Fraser zufolge für folgende Fragen zufriedenstellende theoretische Antworten finden: „Welche Identitätsansprüche wurzeln in der Verteidigung sozialer Beziehungen der Ungleichheit und Herrschaft? Und welche wurzeln in der Herausforderung solcher Beziehungen? Welche Identitätsansprüche beinhalten das Potential, die derzeit existierende Demokratie auszudehnen? Und welche, im Gegensatz dazu, arbeiten gegen eine Demokratisierung?“ (ebd.: 206). Eine Politik der Anerkennung von Differenz muß also letztlich in der Lage sein, Kriterien zu entwickeln, wie libertäre Differenzen von unterdrückenden Differenzen unterschieden werden könnten, wie sich legitime von illegitimer Andersartigkeit trennen ließe.

Zweitens wird als Kritik an der unkritischen Anerkennung des differenten Anderen eingebracht, daß eine solche Position letztlich reproduziere, was sie überwinden wolle. Politisches Ziel der Anerkennung der Differenz zwischen Frauen ist, wie gezeigt, die Artikulation einer authentischen Stimme zur Befreiung des Subaltern. Das differente Andere besäße also eine politische Position jenseits der Herrschaftsordnung, das heißt das Subaltern könnte sich durch seine authentische Stimme aus dieser Ordnung erheben.

Eine solche Position verkennt aber, wie in der dritten Welle gezeigt wird, daß das unterdrückte Andere gerade von dieser Herrschaftsordnung zum unterdrückten Anderen gemacht wurde (vgl. Klinger 1997: 182f). Wenn es kein außerhalb des Diskurses gibt, wenn jedes Geschlecht immer ein soziales Konstrukt der Gesellschaft darstellt, dann ist auch die differente Stimme der Frau, dann ist auch das Subaltern selbst ein Produkt genau jener androzentrischen Herrschaftsordnung, aus der sie sich erheben will. Aus postmoderner Perspektive ist die Kategorie Geschlecht, wie wir sie kennen – das heißt deren bestimmte Konstruktion von Weiblichkeit, aber auch von Männlichkeit – gerade ein Konstrukt androzentrischer Beziehungen der Macht. Frauen werden von der herrschenden maskulinen Ordnung gerade auf eine bestimmte Weise konstruiert, damit die Legitimation für ihre Unterwerfung gegeben ist (vgl. Cornell 1991: 10). [...] Wenn nun aber das Subaltern seine eigene Stimme erhebt, dann erhebt es letztlich doch nur wieder die Stimme der androzentrischen Herrschaftsordnung. Wenn Frauen mit ihrer Stimme sprechen wollen, dann sprechen sie doch nur wieder mit der Stimme des Vatikans, der sie zurück an den Herd wünscht. Durch die Artikulation der eigenen Stimme könnte damit also letztlich genau jene Ordnung stabilisiert werden, die eigentlich überwunden werden soll.

Die gesamte Geschlechterordnung, sowohl die Konstruktion von Männlichkeit als auch die Konstruktion von Weiblichkeit, ist also, so die Schlußfolgerung, ein Produkt der androzentrischen Herrschaftsordnung. Damit ist keine Position innerhalb dieser Ordnung unproblematisch. Gayatri Spivak stellt deshalb in ihrem gleichnamigen Aufsatz die Frage: „Kann das Subaltern sprechen?“ (Spivak 1988: 283). Kann sich das Subaltern überhaupt mit einer ihm authentischen Stimme artikulieren? Kann es überhaupt seine eigene Stimme, eine Stimme jenseits der Herrschaftsordnung erheben? Und sie beantwortet diese Frage selbst mit einem: nein. „Es gibt keinen Raum, von dem aus das vergeschlechtlichte subalterne Subjekt [the sexed subaltern subject] sprechen kann“ (ebd.: 307). Daraus folgt für sie: „Das Subaltern kann nicht sprechen“ (ebd.: 308). Das Subaltern hat keine eigene, keine authentische Stimme, denn seine Stimme ist immer an die Herrschaftsordnung gebunden, in der es sich artikuliert. Daraus folgt aber, daß jede politische Position immer selbst schon ein Produkt des Politischen ist. Das biologische Geschlecht, aber auch das Geschlecht als Ausgangspunkt einer politischen Betätigung, wurde zuvor schon durch politische Akte geschaffen. Schon bevor sie sich politisch artikulieren kann, ist jede politische Position also durch Politik erzeugt. Bevor sich Frauen als Frauen politisch mitteilen, sind sie schon kraft der androzentrischen Ordnung zu Frauen gemacht worden.

Wenn aber keine Position jenseits der Herrschaft existiert, wenn das Subaltern keine eigene, authentische Stimme besitzt, folgt daraus, daß es keine unschuldige Position gibt (vgl. Haraway 1988: 584). Es gibt keine politische Position jenseits aller Herrschaftsbeziehungen, die nur einfach ihre authentische Stimme artikulieren müßte, um der Herrschaft zu entkommen und sich zu befreien. Subjektpositionen und ihre Identitäten sind immer das Produkt von Herrschaftsbeziehungen und damit von politischen Konstellationen der Macht konstituiert. Im Zuge der postmodernen Dekonstruktionen haben folglich bisher unproblematische Konzepte ihre Unschuld verloren, d. h. postmodern informierte Feminismen führen, wie Jane Flax konstatiert, zu einem „Ende der Unschuld“ (Flax 1992: 455). Letztlich ist die Konsequenz dieses Aspekts der dritten Welle deshalb eine radikale Ausdehnung von Politik. Was bisher als unproblematisch galt, was bisher vor der Sphäre der Politik stand, wird nun selbst in den Bereich der Politik verschoben⁶. Wir können unser

⁶ Dies steht der oft vertretenen These entgegen, wonach postmodern informierte Feminismen zu einer Entpolitisierung, das heißt zu einer Preisgabe des Politischen führten (vgl. z.B. Klinger 1995: 806). Genau das Gegenteil ist der Fall, da bisher entpolitisierte Konzepte wieder in den Bereich des Politischen rücken.

biologisches Geschlecht und auch unsere politische Position nicht mehr einfach als gegeben voraussetzen, sondern wir müssen uns im klaren sein, daß auch dies erst durch Macht erzeugt wurde.

3. Schließlich wird im Rahmen der dritten Welle auch die Vorstellung eines biologischen Geschlechts einer Dekonstruktion unterzogen. Wie gezeigt, beruht das feministische Denken der ersten zwei Wellen wesentlich auf der Unterscheidung zwischen Sex und Gender: Während das biologische Geschlecht als naturgegeben und damit als konstant und unwandelbar erachtet wird, ist das soziale Geschlecht ein Konstrukt der Gesellschaft, das jeweils verschiedene Ausprägungen annehmen kann. Die sozialen Geschlechterrollen können sich deshalb je nach Kultur und im Laufe der Zeit wandeln, es existieren aber, so die Vorstellung in vielen Gender-Theorien, von Natur aus zwei biologische Geschlechter – Männer und Frauen, und dies wird immer und überall der Fall sein. Das variable soziale Geschlecht wird diesen Theorien zufolge also quasi über das konstante biologische Geschlecht gestülpt.

Durch eine Dekonstruktion der Vorstellung des biologischen Geschlechts wird diese rigide Unterscheidung von Sex und Gender im Rahmen der dritten Welle nun in Frage gestellt, indem argumentiert wird, die körperliche Geschlechtlichkeit wäre ebenfalls sozial konstruiert – Sex wäre also eine Form von Gender. Eine solche Dekonstruktion der Vorstellung des biologischen Geschlechts wird vor allem mit den Arbeiten von Judith Butler in Verbindung gebracht, die eine solche Position am prägnantesten formuliert. Butler wendet sich als Ausgangspunkt ihrer Argumentation vor allem gegen die sogenannte Zwangsheterosexualität, die auf der Vorstellung eines biologischen Geschlechts beruht. Das Ziel ihrer Argumentation ist also zunächst eine Kritik der Zwangsheterosexualität. Wenn Männer und Frauen in ihrer Körperlichkeit von Natur aus unterschiedlich sind, dann muß die Heterosexualität notwendigerweise die natürliche Form der Sexualität sein. Um diese Natürlichkeit der Heterosexualität zu erschüttern, ist es deshalb notwendig zu zeigen, daß auch das biologische Geschlecht letztlich nur eine soziale Konstruktion darstellt. Butler bezieht dazu die postmoderne Dekonstruktion auf die Kategorie des biologischen Geschlechts (vgl. Butler 1991, 1995). Wenn es kein außerhalb des Diskurses gibt, wenn jede Bezeichnung immer auf Sprache zurückgreifen muß, wenn alles in der Gesellschaft immer nur gesellschaftlich artikuliert werden kann und gleichzeitig durch diese gesellschaftliche Artikulation eine soziale Konstruktion stattfindet, dann muß dies auch für das körperliche Geschlecht gelten. Auch das biologische Geschlecht kann nicht außerhalb gesellschaftlicher symbolischer Zuweisungen stehen. Folglich ist das biologische Geschlecht, die Vorstellung einer natürlichen Differenz von Männern und Frauen, ebenfalls eine soziale Konstruktion⁷. Butler betrachtet demnach nicht nur das Konzept des sozialen Geschlechts, sondern darüber hinaus auch die Vorstellung eines materiellen, biologischen Körpers als das Resultat gesellschaftlicher Produktionsprozesse. „Das ‚biologische Geschlecht‘ wird nicht mehr als ein körperlich gegebenes ausgelegt, dem das Konstrukt des ‚sozialen Geschlechts‘ künstlich auferlegt wird, sondern als eine kulturelle Norm, die die Materialisierung von Körpern regiert“ (Butler 1995: 22). Damit löst sich aber die für den Feminismus zentrale Unterscheidung von Sex und Gender auf, da nun auch Sex eine Form von Gender ist. Als Konstrukt gesellschaftlicher Prozesse ist auch die Kategorie Sex somit letztlich keine natürliche Kategorie, die vor der Gesellschaft steht, sondern eine politische Kategorie, die sich erst im gesellschaftlichen Prozeß konstituiert. Das biologische Geschlecht ist also selbst das Produkt von Macht und von gesellschaftlichen

⁷ Butlers These der sozialen Konstruktion der Vorstellung des biologischen Geschlechts sorgte für große Aufregung in feministischen Debatten und wurde aus verschiedenen Richtungen mit unterschiedlichen Argumenten vehement kritisiert. Für die wesentlichen Einwände gegen Butlers Ansatz vgl. die Beiträge in *Feministische Studien* 1993.

Machtbeziehungen. Im politischen Prozeß wird deshalb durch Macht festgelegt, wie die körperliche Geschlechtlichkeit in einer bestimmten Gesellschaft bestimmt ist. Die uns geläufige Trennung in männliche und weibliche Geschlechter ist daher nur eine mögliche Form der Geschlechterkonstruktion, die durch Macht entsteht und eine hegemoniale Vorherrschaft erlangt. Die Norm der Männlichkeit und die der Weiblichkeit sind somit politische Normen, die durch Macht gebildet werden. Sie stellen also nur eine hegemoniale Variante von Männlichkeit und Weiblichkeit dar, die als kontingent betrachtet werden muß. Neben der hegemonialen Form können demzufolge auch noch verschiedene andere Ausprägungen von Männlichkeit und Weiblichkeit existieren. Damit ist auch die Heterosexualität als Standard des Sexuellen nur ein Produkt bestimmter Machtbeziehungen. Durch Zwang wird so politisch die Heterosexualität als anerkannte Norm konstruiert. Eine solche Dekonstruktion des Konzepts des biologischen geschlechtlichen Körpers hat aber einschneidende Konsequenzen, die weit über die feministische Theorie hinausreichen. Da der materielle Körper die paradigmatische Manifestation von Natur darstellt, muß die Dekonstruktion von Sex auch auf Natur bezogen werden. Daraus folgt, daß auch das Konzept der Natur eine soziale Konstruktion darstellt. Auch die Natur ist ein Produkt des Politischen, auch sie wird im Rahmen von Machtbeziehungen geschaffen. Ökologische Politik muß dies folglich mit in Betracht ziehen. Die dritte Welle der feministischen Theorienbildung strebt also an, zentrale, bisher unproblematisierte Kategorien zu dekonstruieren. Konzepte wie die Gleichheit zwischen Männern und Frauen, wie die weibliche Geschlechterkategorie, wie die authentische Stimme des Subaltern oder wie die Vorstellung eines biologischen Geschlechts werden einer Dekonstruktion unterzogen, um dabei ihren sozial konstruierten Charakter hervorzuheben. Im Zuge dieser Dekonstruktion wird allerdings nicht beabsichtigt, wie vielfach behauptet wird, diese Begriffe aufzugeben oder aufzulösen, sondern es wird nur aufgezeigt, daß diese Konzepte immer im Kontext des Politischen konstituiert sind. So stellt beispielsweise Judith Butler explizit fest: „Eine Voraussetzung in Frage zu stellen, ist nicht das gleiche wie sie abzuschaffen; vielmehr bedeutet es, sie von ihren metaphysischen Behauptungen zu befreien, damit verständlich wird, welche politischen Interessen in und durch diese metaphysische Plazierung abgesichert werden“ (Butler 1995: 54). Dekonstruktion bedeutet im Rahmen postmodern informierter Feminismen also nicht Destruktion, sondern das Aufzeigen von diskursiv bedingten Konstruktionen.

Was sind nun aber die politischen Konsequenzen der dritten Welle? Wie sieht die Politik der dritten Welle aus? Dazu werden drei wesentliche Vorschläge unterbreitet:

Erstens wird nach der Dekonstruktion der authentischen Stimme ein strategischer Essentialismus gefordert. Das Problem, das sich aus postmodern informierten Feminismen ergibt, ist, daß Frauen immer noch einer eigenen politischen Identität gesucht haben. Aber genau in dem Moment, so Nancy Hartsock, in dem sie im Feminismus ihr Subjektsein einfordern, in dem sie ihre politische Identität gefunden haben, wird sie ihnen durch die postmoderne Dekonstruktion wieder genommen. „Es erscheint irgendwie hoch verdächtig, daß genau in jenem Moment, in dem so viele Gruppen mit der Redefinition des marginalisierten Anderen beschäftigt sind, ein Mißtrauen über die Natur des ‚Subjekts‘ auftaucht Warum wird gerade in dem Moment das Konzept des Selbst (selfhood) problematisch, in dem so viele von uns, denen die Stimme genommen wurde, ihr Recht einfordern, sich selbst zu benennen und als Subjekte und nicht als Objekte der Geschichte zu handeln?“ (Hartsock 1990: 163). Eine essentialistische Identität ist somit einerseits nach der postmodernen Kritik nicht mehr unproblematisch, sie ist aber andererseits für feministische Politik geradezu unumgänglich. Deshalb muß eine essentialistische Identität, eine politische Position von Frauen als Frauen strategisch eingesetzt werden. Frauen müssen nach der Dekonstruktion anerkennen, daß sie nicht als Frauen in einer einheitlichen Gruppe existieren, sie sollen aber politisch so tun, als würden sie so existieren (vgl. Klinger 1997: 186, Kerner 1999: 47).

Zweitens wird als Alternative zu einer Identitätspolitik eine Politik der Koalitionen vorgeschlagen. Verschiedene Frauen oder Gruppen mit unterschiedlichen Interessen, mit unterschiedlichen Standpunkten, sollen sich bei bestimmten Themen zu Koalitionen zusammenschließen. Zusammen könnten sie dann ihre für den Zeitpunkt der Koalition gemeinsamen Forderungen artikulieren. Politische Allianzen wären so immer temporär, immer an ein Thema zu einem Zeitpunkt gebunden (vgl. Kerner 1999: 53, Klinger 1997: 185).

Drittens schließlich wird für eine Politik der Parodie oder der Subversion eingetreten. Wenn einerseits jede politische Position selbst ein Produkt des androzentrischen Diskurses darstellt, andererseits aber gerade dieser Herrschaftsdiskurs überwunden werden soll, dann müssen die Kategorien dieses Diskurses zwar benutzt, aber subversiv unterminiert werden. Dazu ist es notwendig, den Begriffen der androzentrischen Ordnung durch eine Re-Signifikation, durch eine Re-Metaphorisierung oder durch eine Re-Codierung eine neue Bedeutung zu geben, die jenseits ihrer bisherigen diskursiven Konstruktion verortet ist. Die androzentrischen Begriffe werden also zunächst übernommen, dann aber so re-signifiziert, daß sie im Dienste der feministischen Kritik stehen. Durch eine solche subversive Unterwanderung wird der Herrschaftsdiskurs letztlich mit seinen eigenen Mitteln geschlagen, wodurch er nach und nach immer mehr überwunden wird (vgl. Butler 1995: 166ff, Haraway 1995: 64, Cornell 1991: 107, 167).

In den gerade vorgestellten drei Wellen wurden ganz unterschiedliche Sichtweisen von Gender deutlich. Im folgenden sollen nun in einer schematischen Darstellung von Gender die darin enthaltenen Dimensionen des Genderbegriffs aufgezeigt werden.

4. Dimensionen von Gender in feministischen Theorieansätzen

Wie unser kleiner und zugegebenermaßen vereinfachender Theorieüberblick gezeigt hat, wird Gender in den verschiedenen Theorien sehr unterschiedlich inhaltlich gefüllt, interpretiert und problematisiert. An dieser Stelle möchte ich einige Gender-Konzepte aus diesen Ansätzen herauskristallisieren, in denen sich unterschiedliche Dimensionen von Gender zeigen. Dabei werden die Spannungsfelder innerfeministischer Debatten aufgegriffen und die Dimensionen durch eine polarisierende Darstellung der Konzepte verdeutlicht. Eine solche schematische Aufarbeitung der Gender-Diskurse vereinfacht wiederum, verdeutlicht jedoch auch, wie Gender in den jeweiligen Ansätzen konstruiert wurde.

Eine grundsätzliche Unterscheidung findet sich zunächst in der Herangehensweise von Texten an die Kategorie Gender. In vielen, vor allem frühen feministischen Texten wird Gender nicht definiert oder näher erläutert; implizit wird angenommen, es gebe hier keinen Erklärungsbedarf bzw. der Begriff erkläre sich selbst. Aus dem Kontext läßt sich jedoch oft ersehen, daß dort, wo früher der Begriff Sex zu finden war, nun lediglich Gender steht, ohne daß ein inhaltlicher Unterschied zu erkennen wäre: Es geht hier um die Unterscheidung zwischen Frauen und Männern, wobei Gender als Unterscheidungskategorie fungiert. Gender ist dann auch ein Instrument, das für Untersuchungen zu geschlechtlicher Differenzierung benutzt wird, also ein analytisches Werkzeug.

Durch die selbstreflektierende Wende wurden zunehmend Texte produziert, die die Prämissen feministischer Theoriebildung thematisierten und problematisierten. Diese erkenntnistheoretisch ausgerichteten Texte greifen Gender als Untersuchungsgegenstand selbst auf, sie gehen explizit darauf ein, daß Gender zu problematisieren ist, da der Begriff vor dem Hintergrund verschiedener Annahmen und mit verschiedenen Intentionen gebraucht wird. Die Unterscheidung zwischen im-

pliziten und expliziten Gender-Konzepten sagt uns also etwas über den erkenntnistheoretischen Stellenwert von Gender: Gender fungiert bei impliziten Ansätzen in der Regel als Erkenntnisinstrument – bei expliziten Ansätzen wird Gender selbst zum Erkenntnisgegenstand. Aus dieser Unterscheidung ergibt sich unweigerlich die These, daß es nicht unproblematisch ist, Gender nur in ersterem Sinne zu gebrauchen, weil es dann passieren kann, daß Gender-Ordnungen eher stabilisiert werden, anstatt daß sie problematisiert werden.

Eine weitere Unterscheidung bezieht sich auf die Prozeßhaftigkeit des jeweiligen Gender-Konzepts: Für einige Ansätze ist Gender eine feststehende Kategorie, die immer Geltung hat. Vor allem sozialkonstruktivistische Ansätze betonen jedoch, daß Gender ein sich in permanenter Wandlung befindliches Konzept ist. Hier kann also von einem eher statischen oder einem eher dynamischen Gender-Konzept gesprochen werden.

Ein Großteil feministischer Ansätze kreist ausschließlich um Gender, ohne weitere gesellschaftliche Strukturkategorien und Unterdrückungsverhältnisse zu thematisieren. Die Kritik der „Anderen“ brachte aber eine neue Anforderung in den feministischen Theoriediskurs: die Verschränktheit der Kategorie Gender mit anderen Kategorien zu berücksichtigen. Aus dieser Diskussionslinie ergibt sich ein Denken von Gender als offenem Konzept gegenüber anderen Ausgrenzungs- oder Differenzierungs-Achsen. Ich möchte deswegen hier von einem eher geschlossenen und einem eher offenen Gender-Konzept, bezogen auf weitere Kategorien wie Klasse, ethnische Herkunft (race), sexuelle Orientierung und – je nach Kontext – weiteren Kategorien, sprechen. Allerdings muß auch hier noch differenziert werden: Offenheit zeigt auch eine additive Vorstellung von Gender, eine solche Vorstellung ist jedoch ebenfalls hinterfragt worden.

Weitere Dimensionen von Gender lassen sich finden, betrachtet man das Verhältnis zu Sex. Viele Gender-Konzepte orientieren sich an einem Frau/Mann-Schema. Gender ist dann entweder männlich oder weiblich. Ich möchte hier von einem separativen Gender-Konzept sprechen, da für dieses Verständnis von Gender zwei Pole, die sich quasi gegenüberstehen, die Grundlage bilden. Vor allem Ansätze, die die Differenz zwischen Männern und Frauen betonen, also radikale, gynozentrische und kulturelle Ansätze, haben eine separative Vorstellung von Gender. Eine solche (strikte) Trennung zwischen männlich und weiblich wird von sozialkonstruktivistischen und dekonstruktivistischen Ansätzen angezweifelt. Eine „Gender-Grenze“ wird hier durchlässig, obwohl sich männlich und weiblich noch gegenüberstehen. Ansätze, die dies betonen, artikulieren transitive Gender-Konzepte, da eine Verbindung bzw. ein Kontinuum zwischen den Polen hergestellt wird (vgl. auch Sedgwick 1990: 67ff.). Aber auch die Polarität bzw. der Dualismus von Gender-Modellen wurde angegriffen. Eine Vorstellung von Gender, die sich von Vorstellungen von Sex verabschiedet, kann sich konsequenterweise auch nicht mehr an einer dualistischen Mann/Frau-Logik orientieren (Anatomie-Analogie): Wenn Gender wirklich sozial konstruiert wird, dann ließe dieses Konzept (theoretisch) alle Möglichkeiten offen, „Frau“ oder „Mann“ im jeweiligen Kontext zu füllen.⁸ Dies entspricht einer Vorstellung von Gender als multiplem Konzept, jenseits einer separativen und auch transitiven Ordnung – eine Vorstellung, die insbesondere dekonstruktivistische und queer-Ansätze betonen. Ein solches Konzept stellt auch eine Strategie gegen das Korsett von Rollenzuweisungen dar. Es stellt eine gedankliche Öffnung in einer Realität dar, die (auch heute noch und wohl auch in den meisten Kulturen) in oben ausgeführtem Sinn separativ strukturiert ist. Gender wird dann zum Ausdruck einer gesellschaftlichen Ordnung, die (nicht nur Frauen) ausgrenzt. Daraus folgt, wie Thürmer-Rohr es ausdrückt: „Geschlecht ist – perspektivisch – eine aufzulösende Kategorie“ (1995: 89). Ein solcher utopischer Entwurf legt kein Gender-Konzept mehr

⁸ Ein solches Konzept überschneidet sich auch mit offenen Gender-Konzepten, die ja (teilweise auch empirisch) auf die Variabilität von Gender hinweisen.

vor, sondern möchte eigentlich am liebsten ohne Gender auskommen. Nicht umsonst ist die Frage „Wie sähe eine Welt ohne Gender aus?“ nicht leicht zu beantworten.

5. Konsequenzen aus den Debatten

Im vorangegangenen Debattenüberblick haben wir drei Wellen der feministischen Theorie diskutiert, die allerdings nicht aufeinander folgen und einander ablösen, sondern die alle drei gleichzeitig in der Debatte vertreten werden. Im Aufeinanderprallen der Positionen ergeben sich bestimmte Kontroversen und Auseinandersetzungen, die wir nun aufwerfen möchten.

Aus der dritten Welle folgt, wie gezeigt, daß Geschlecht, sowohl das biologische Geschlecht als auch die politische Position der Geschlechter, als ein Konstrukt der Macht und des Politischen erachtet werden muß. Aus der Dekonstruktion der gesamten Geschlechterordnung ergibt sich daraus folgend aber ein Dilemma oder eine Paradoxie: Wenn das Subaltern selbst das Produkt der Herrschaftsordnung ist, existiert, wie Gayatri Spivak feststellt, keine authentische Stimme, die jenseits dieser Ordnung steht. Die feministische Politik steht deshalb vor folgendem Dilemma: Einerseits soll die androzentrische Herrschaftsordnung überwunden werden, andererseits kann sie aber, egal wie sich das Subaltern verhält, im Versuch der Überwindung gerade reproduziert und damit stabilisiert werden. Paradoxerweise könnte der Versuch der Überwindung letztlich in ihrer Reproduktion münden. Sobald eine Geschlechterposition ihre Position benennt, könnte sie genau jene Ordnung verstärken, aus der diese Geschlechterordnung hervorgeht. Darin zeigt sich letztlich für die feministische Theorie die Paradoxie ihrer ureigenen Basiskategorie, des Geschlechts. Gender stellt immer sowohl eine Analysekategorie als auch eine normative Kategorie dar. Einerseits wird mit der Kategorie Geschlecht als Brille zur Analyse die Geschlechterordnung überhaupt erst sichtbar, andererseits könnte diese Geschlechterordnung aber stabilisiert und immer wieder neu erzeugt werden, sobald die Kategorie Geschlecht angewandt und benutzt wird. Paradoxerweise könnte der feministische Geschlechterbegriff so am Ende erzeugen und verstärken, was er einerseits sichtbar machen, andererseits aber auch kritisieren will.

Die dritte Welle wird aber vor allem von Seiten der ersten zwei Wellen des Feminismus immer wieder heftig kritisiert. Vor allem die postmoderne Orientierung einer Dekonstruktion der Vorstellung des biologischen Geschlechts und die der gesamten androzentrischen Geschlechterordnung, in der das Geschlecht selbst ein Produkt des Politischen darstellt, hätte, so der Vorwurf, untragbare politische Konsequenzen für den Feminismus. Cornelia Klinger faßt die wesentlichen Vorwürfe folgendermaßen zusammen: „Was ist Feminismus ohne ein Subjekt Frau – also ohne eine essentialistische Identitätskategorie? Was bleibt vom Feminismus in den vielen kleinen lokalen Kämpfen – also nach dem Abschied von jeder Form von Universalismus?“ (Klinger 1997: 185). Durch eine Dekonstruktion von Geschlecht müßte der Feminismus also, erstens, den Begriff der Frau und damit sein eigenes Subjekt des Politischen aufgeben, da dies selbst nur ein Produkt von Macht ist und hiervon keine Befreiung ausgehen kann. Der Feminismus wäre dann sinnlos, weil er seine Basiskategorie, sein Subjekt des Wandels, verlieren würde. Zweitens ist aber darüber hinaus gar kein Ziel des Politischen mehr formulierbar, wenn jede politische Zielsetzung immer durch Macht selbst sozial konstruiert ist. Wenn jede politische Position immer an Macht gebunden bleibt, ist keine Befreiung von dieser Macht mehr möglich. Ein politischer Kampf würde so prinzipiell unmöglich werden, da jedes politische Ziel beliebig wird. Sobald also, so die Schlußfolgerung, die postmoderne Perspektive und die dritte Welle ernst genommen würden, kann der Feminismus sein ihm eigenes Projekt gar nicht mehr einlösen (vgl. ebd.: 184).

Aus unserer Sicht sind diese Schlußfolgerungen allerdings zu voreilig. Aus der radikalen Dekonstruktion von Geschlecht ergeben sich ganz neue Chancen und Möglichkeiten, die zunächst verwirrend erscheinen mögen, sie führen aber vor allem zu einer Ausweitung des Politischen, durch die bisherige Selbstverständlichkeiten nicht mehr selbstverständlich bleiben (vgl. dazu auch Dingler, Frey u.a. 2000: 140ff).

In diesen Vorwürfen zeigen sich aber zentrale Konfliktlinien der heutigen Debatten in der Geschlechterpolitik, die wir nun durch eine bewußt polarisierende Gegenüberstellung kurz andeuten möchten: Die wesentliche Kontroverse besteht dabei zwischen Positionen des Konstruktivismus und Positionen des Realismus, also zwischen postmodern orientierten Feminismen und solchen, die diese ablehnen. Die eine Seite hält eine Dekonstruktion der Kategorie Geschlecht für unumgänglich, die andere hält dies für gefährlich und kontraproduktiv, da der Feminismus untergraben würde. Daraus ergeben sich folgende Fragen: Ist ein Realismus notwendig, um feministische Politik betreiben zu können, oder aber kann erst der Konstruktivismus ein Ausgangspunkt für die Überwindung der androzentrischen Geschlechterordnung bieten? Brauchen wir eine authentische Stimme des Subaltern, oder können wir die politische Konstruktion jeder Subjektposition akzeptieren? Ist weiterhin eine Identitätspolitik nötig und machbar, oder aber muß eine Koalitionspolitik betrieben werden? Brauchen wir Geschlecht als Kategorie der Gesellschaft, oder muß das Ziel gerade die Überwindung von Geschlecht sein?

6. Entwicklungspolitische Gender-Trainings: Impulse aus der Theorie

Gender-Politik im Rahmen von Entwicklungspolitik hat konkrete Instrumente wie Gender-Trainings oder auch Gender-Analysen entwickelt.⁹ Allerdings liegt diesen Ansätzen ein theoretischer Subtext zugrunde, der stark in einer unhinterfragten Zweigeschlechtlichkeit verwurzelt ist.¹⁰ Eben deswegen können entwicklungspolitische Gender-Trainings Gefahr laufen, Gender-Ordnungen zu festigen, anstatt sie herauszufordern: Training-Gender statt Gender-Training?

Diese These soll kurz am bereits oben abgebildeten „Sex versus Gender“-Schaubild exemplifiziert werden. Dieses stellt die Unterscheidung zwischen Sex und Gender als universelle Größe dar. Nehmen wir Vorbehalte postmodern inspirierter Theorieansätze gegen diese Unterscheidung ernst, so gilt es aufzuzeigen bzw. gemeinsam mit den Teilnehmenden zu reflektieren, daß Gender sehr verschiedene Formen haben kann. Trainerinnen und Trainer können hier leicht an der Erfahrungswelt der Teilnehmenden ansetzen: Alle werden Gender in irgendeiner Form erlebt haben, die Erfahrungen werden dabei sehr unterschiedlich sein – insbesondere je nach Alter, Herkunft, Bildungsstand usw. Auf diese Weise kann Gender als offenes Konzept aus dem Wissen der Anwesenden heraus eruiert und erklärt werden.

Des weiteren gilt es dann auch zu problematisieren, daß Menschen, die nicht der jeweiligen gesellschaftlichen Gender-Ordnung entsprechen wollen oder können, stigmatisiert werden. Die normierende Wirkung von eindeutigen Gender-Kategorien kann zum Beispiel mit der Frage aufgezeigt werden: Was passiert, wenn wir einem Mensch begegnen, den bzw. die wir nicht eindeutig einem

⁹ Es sei hier betont, daß eine kritische Reflexion dieser Instrumente keineswegs eine Begründungsbasis für deren Abschaffung sein darf, im Gegenteil: die (kritische) Weiterentwicklung der Gender-Theorie und -Praxis kann den entwicklungspolitischen Diskurs nur bereichern, da er selbst entwicklungswürdig ist, vor allem was die Reflexion des Projekts „Entwicklung“ angeht.

¹⁰ Ausführlich hierzu: Frey 2000a.

Geschlecht zuordnen können? Warum verunsichert uns eine solche Situation? Was wiederum sagt uns das für die Gender-Ordnung in unserer Gesellschaft und in unseren Köpfen?

Es kann sein, daß solch grundsätzliche Fragen nicht in jeden Trainingsrahmen passen. Wir plädieren jedoch dafür, daß theoretische Überlegungen zu Gender auch in der Praxis von Gender-Trainings einen Niederschlag finden. Gender ist ein vieldimensionales Konzept und nicht nur ein vermeintlich neutrales Analyse-Instrument. An Gender haften Ein- und Ausschlüsse, und die Geschichte von Gender ist selbst in einem spezifischen kulturellen und historischen Kontext verortet. Gerade die dritte Welle des Feminismus konnte solche impliziten Inklusionen und Exklusionen im Genderbegriff offenlegen. Gender-Trainings und Geschlechterpolitik müssen diesen Umstand reflektieren, möchten sie glaubwürdig sein. Deshalb sind auch neuere theoretische Entwicklungen des Feminismus im Rahmen der dritten Welle für sie relevant.

Regina Frey, Politikwissenschaftlerin, promoviert zum Thema „Gender im Mainstreaming. Zur Konzeptualisierung von Geschlechter-Verhältnissen in der Entwicklungspolitik“. Sie arbeitet als Gender-Trainerin und Gender-Beraterin für verschiedene Institutionen.

Johannes Dingler, Politikwissenschaftler, promoviert derzeit an der FU Berlin zum Thema „Postmoderne und nachhaltige Entwicklung“.

Bibliographie

- Beauvoir, Simone de (1997): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Reinbek (Rowohlt), (Originalausgabe: 1949).
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main.
- Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: Berlin Verlag.
- Cornell, Drucilla (1991): Beyond Accommodation. Ethical Feminism, Deconstruction, and the Law. New York, London: Routledge.
- Daly, Mary (1991) [1978]: Gyn/Ökologie. Eine Metaethik des Radikalen Feminismus. München: Frauenoffensive.
- Dietzen, Agnes (1993): Soziales Geschlecht. Soziale, kulturelle und symbolische Dimensionen des Gender-Konzepts; Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Dingler, Johannes; Frey, Regina; Frietsch, Ute; Jungwirth, Ingrid; Kerner, Ina; Spottka, Frauke (2000): Dimensionen postmoderner Feminismen. Plädoyer für Mehrstimmigkeit im feministischen Theorienkanon. In: Feministische Studien, 1/2000, S. 129-144.
- Feministische Studien, 11. Jg., Heft 2, 1993.
- Flax, Jane (1992): The End of Innocence. In: Butler, Judith; Scott, Joan W. (Eds.) (1992): Feminists Theorize the Political. London: Routledge. S. 445-463.
- Fraser, Nancy (1996): Equality, Difference, and Radical Democracy. The United States Feminist Debates Revisited. In: Trend, David (Ed.) (1996): Radical Democracy. Identity, Citizenship, and the State. London, New York: Routledge. S. 197-208.
- Frey, Regina (2000a): Begriffs-Konstruktionen. Zum theoretischen Subtext des entwicklungspolitischen Gender-Diskurses, in: Malestreaming gender? Geschlechterverhältnisse in der Entwicklungspolitik, blätter des izw3, Sonderheft März 2000, S. 6-9.
- Frey, Regina (2000b): Training Gender? Theoretische Voraussetzungen entwicklungspolitischer Gender-Trainings, in: PERIPHERIE, Nr. 77/78, S. 123-142.
- Friedan, Betty (1963): The Feminine Mystique, New York: Dell Publishing.
- Gilligan, Carol (1982): In a Different Voice; Cambridge: Harvard University Press.
- Haraway, Donna (1987): Geschlecht, Gender, Genre – Sexualpolitik eines Wortes, in Hauser, Kornelia (Hg.): Viele Orte. Überall? Feminismus und Bewegung. Festschrift für Frigga Haug. Berlin: Argument-Verlag, S. 22-41.
- Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: Feminist Studies, Vol. 14, No. 3, S. 575-599.

- Haraway, Donna (1995): Ein Manifest für Cyborgs: Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften. In: Dieselbe: Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag. S. 33-72.
- Hartsock, Nancy (1990): Foucault and Power: A Theory for Women. In: Nicholson, Linda J. (Eds.) (1990): Feminism/Postmodernism. London, New York: Routledge. S. 157-175.
- Hawkesworth, Mary (1997): Confounding Gender, in: Signs, Vol 22, Nr. 3, University of Chicago Press, S. 649-685.
- hooks, bell (1981): Ain't I a woman. Boston: South End Press.
- Jaggar, Alison (1983): Feminist Politics and Human Nature. Totowa, New York: Rowman and Allaheld.
- Kerner, Ina (1999): Feminismus, Entwicklungszusammenarbeit und Postkoloniale Kritik. Eine Analyse von Grundkonzepten des Gender-and-Development Ansatzes. Hamburg: LIT Verlag.
- Kerstan, Birgit (1995): Gender-sensitive Participatory Approaches in Technical Co-operation; Eschborn: Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit.
- Klinger, Cornelia (1995): Über neuere Tendenzen in der Theorie der Geschlechterdifferenz. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 43, 5, S. 801-814.
- Klinger, Cornelia (1997): Liberalismus – Marxismus – Postmoderne. Der Feminismus und seine glücklichen oder unglücklichen 'Ehen' mit verschiedenen Theorieströmungen im 20. Jahrhundert. In: Politische Vierteljahresschrift, 38. Jg., Sonderheft 28/1997: Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation. S. 177-193.
- Maihofer, Andrea (1997): Gleichheit und/oder Differenz? Zum Verlauf einer Debatte. In: Politische Vierteljahresschrift, 38. Jg., Sonderheft 28/1997: Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation. S. 155-176.
- Mohanty, Chandra Talpade (1991): Under Western Eyes. Feminist Scholarship and Colonial Discourse. In: Mohanty, Chandra; Russo, Ann; Torres, Lourdes (Eds.): Third World Women and the Politics of Feminism. Bloomington, Indianapolis, S. 51-80.
- Nicholson, Linda (1995): Interpreting Gender, in: Nicholson, Linda/Seidman, Steven (Hg.): Social Postmodernism. Beyond identity politics; Cambridge: Cambridge University Press, S. 39-67.
- Oakley, Ann (1972): Sex, Gender and Society (reprint: 1975, 1993), London: Temple Smith.
- Plumwood, Val (1986): Ecofeminism: An Overview and Discussion of Positions and Arguments. In: Australasian Journal of Philosophy, Supplement to Vol. 64, June 1986, S. 120-138.
- Plumwood, Val (1990): Women, Humanity and Nature. In: Sayers, Sean; Osborne, Peter (Eds.): Socialism, Feminism and Philosophy. A Radical Philosophy Reader. London: Routledge. S. 211-234
- Rubin, Gayle (1975): The Traffic in Women. Notes on the "Political Economy" of Sex, in: Reiter, Rayna R. (Hg.): Toward an anthropology of women, New York/London: Monthly Review Press, S. 157-210.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (1990): Epistemology of the Closet, Berkeley, Los Angeles: University of California Press.
- Spelman, Elisabeth V. (1988): Inessential Woman. Problems of Exclusion in Feminist Thought. London: The Women's Press.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the Subaltern Speak? In: Nelson, Cary; Grossberg, Lawrence (Eds.) (1988): Marxism and the Interpretation of Culture. Urbana: University of Illinois Press. S. 271-313.
- Stoller, Robert (1968): Sex and Gender: Science House.
- Tong, Rosemarie (1989): Feminist Thought. A Comprehensive Introduction. London, Sydney, Wellington: Westview Press.

Andrea Roedig

JUDITH BUTLER – EIN SOHN IHRER ZEIT Versuch über die Verwirrung der Geschlechter

Von Hegel stammt der Satz, „Philosophie ist ihre Zeit in Gedanken gefaßt“. Dieses merkwürdige Diktum besagt einerseits, daß Philosophie ihre eigene Gegenwart gedanklich durchdringt und so deren „Wahrheit“ offenlegt. Gleichzeitig besagt das Diktum aber auch, daß keine Philosophie und keine Theorie „über ihre gegenwärtige Welt“ hinausgehen kann (Hegel 1970: 26). Philosophie (und – weiter gefaßt – jede Form von Theorie) ist also ein Spiegel der geschichtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen sie entstanden ist.

Wenn ich im folgenden auf Judith Butler eingehe, so will ich dies – wenn auch nicht in einem streng dialektischen Sinn – aus der Perspektive von Hegels Diktum tun.

In einem ersten Schritt werde ich Butler hinsichtlich der „philosophischen Pointe“ ihrer Theorie darstellen und dann in einem zweiten Schritt die Darstellung zu der Frage zurückführen, unter welchen Bedingungen eigentlich eine solche Theorie entstehen kann. Ich werde also versuchen, die Theorie Butlers noch einmal zeitdiagnostisch zu lesen: Was sagt das, was Butler über die Geschlechter sagt, über Butlers „Geschlecht“ aus?

In einem Appendix werde ich dann noch einen kleinen Part über das Internet einfügen und fragen, warum Judith Butler eigentlich keine Cyberfeministin geworden ist.

1. Feminismus in Schwierigkeiten

Judith Butlers Buch „Das Unbehagen der Geschlechter“ hat zu Beginn der neunziger Jahre in der feministischen Diskussion heftige Debatten ausgelöst. Das lag daran, daß Butler einen neuralgischen Punkt in der feministischen Diskussion getroffen hatte. Schon seit langem herrschte nämlich ein gewisser Zweifel an den Kategorien „Frau“ und „Mann“ im feministischen Diskurs. In einer Art „doppelten Buchführung“ hatte der Feminismus die Geschlechtsidentität „Frau“ einerseits als ideologisch (weil patriarchalen Vorstellungen entstammend) denunziert, die Kategorien „männlich“ und „weiblich“ aber gleichzeitig als bedeutsame und fixe Grundlage des eigenen Denkens vorausgesetzt (vgl. Roedig 1992). So ergab sich das zweiseitige Unternehmen, daß feministische Theorie sich über eine Kritik am Modell „Frau“ etablierte, aber mit dieser Kritik auch immer schon Gefahr lief, sich selbst den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Dennoch: Ein Feminismus ohne den Begriff „Frau“ schien – bisher – schlechterdings undenkbar.

Kritik am Identitätsdenken und die sprachliche Herstellung von Wirklichkeit

Butlers zentrales Anliegen war es, den Feminismus in politischer wie in theoretischer Hinsicht von seinem Rückgriff auf scheinbar notwendige Identitätsvorstellungen abzukoppeln bzw. zu einem anderen Umgang mit Identitätskategorien zu bewegen.

Was ist gegen ein Identitätsdenken und folglich gegen eine Identitätspolitik unter dem Label „Wir Frauen“ einzuwenden? Schlicht gesagt: die Idee von Unveränderlichkeit, Ursächlichkeit und ‚Substantialität‘, die mit diesem Denken verbunden ist.

Butlers Ausgangspunkt und Hauptargument ist sprachtheoretisch. In dem Geflecht von pragmatischen, strukturellen, normativen und philosophisch-theoretischen Argumenten, die sie gegen Identität ins Feld führt, gibt es einen grundsätzlichen Kern: Sie kehrt – in Anlehnung an Nietzsche, Foucault und die postmoderne Zeichentheorie – unser Verständnis von Sprache um.

Normalerweise gehen wir davon aus, daß ein Begriff etwas bezeichnet, daß er auf etwas verweist. Wir glauben z.B., daß die reale Existenz der Frauen Ursache des Begriffs „Frau“ ist; daß der Begriff „Frau“ die realen Frauen beschreibt und in gewisser Weise abbildet.

Genau dieser Glaube an den Abbild- bzw. Ausdruckscharakter führt jedoch in die uns allen bekannten Schwierigkeiten: Der Begriff „Frauen“, sagt Butler, kann „niemals das vollständig beschreiben..., was er benennt“ (Butler 1995: 286). Der Allgemeinbegriff „Frau“ kann die konkrete Vielfalt der „weiblichen“ Individuen nicht erfassen. Und umgekehrt, entsprechen die realen Frauen (bei Stellenbesetzungen z.B.) nie den Erwartungen, die wir an sie „als Frauen“ stellen. Kurz und gut, Begriff und Realität passen nicht zusammen, und wir wissen zwar (in den meisten Fällen), wer eine Frau ist, können aber nicht angeben, was „Frausein“ überhaupt ausmacht. Vielleicht erliegen wir, wenn wir von Frausein oder Mannsein sprechen, ja einer Täuschung der Grammatik.

Die eigentliche Pointe in Butlers Argumentation besteht nun darin, die beschreibende Funktion der Begriffe in Frage zu stellen. Sprache, so lautet die These, beschreibt nicht eine Realität, sie stellt die Realität mit ihrer Benennung zuallererst her. Butler bezieht sich hier auf die Tatsache, daß es für uns keinen unmittelbaren Zugang zu den Gegenständen der Welt geben kann; wir wissen von Dingen, wir erkennen die Dinge nur, weil wir sie benennen. Es wäre sinnlos zu fragen, was eine Frau „an sich“ ist, da „Frausein“ immer nur in unseren begrifflichen Vorstellungen von Frausein erscheint und nur durch diese Vorstellungen bestimmt ist. Es gibt also gar keine Frauen vor dem Begriff „Frau“. Sprache ist „performativ“, d.h. im sprachlichen Akt wird zuallererst das geschaffen, wovon die Rede ist, und es ist eine Täuschung zu glauben, daß das, worauf sich die Sprache bezieht, „vor“ der Sprache schon da gewesen wäre.

Die Idee einer sprachlichen Erschaffung von Wirklichkeit ist nicht neu. Neu, oder zumindest erstaunlich, ist allerdings die Konsequenz, mit der Butler die Diskurse als sich materialisierende Akte begreift. Die Radikalität ihrer Thesen ergibt sich daraus, daß sie den herstellenden Charakter von Sprache als ein Seinsgesetz der sozialen Prozesse interpretiert und damit auch die Herstellung von Geschlecht erklärt. Geschlecht – und diese Aussage ist einleuchtend – existiert nicht einfach, es muß immer wieder hergestellt, realisiert werden. Geschlechtsidentität ist „eine Art ständiger Nachahmung, die als das Reale gilt“ (Butler 1991: 8), sie ist ein Effekt, der durch die „Stilisierung des Körpers erzeugt wird“ (Butler 1991: 206), sie ist die permanente Wiederholung einer Regel, einer Norm. Das ist mit dem vielzitierten *doing gender* gemeint. Wir ahmen Bilder nach, zu denen es eigentlich kein Original gibt, aber in der Nachahmung entsteht genau das, was wir nachahmen.

Die Herstellung von Identität durch Ausschluß

Indem Butler die Beschreibungsfunktion der Sprache bestreitet und durch Performativität (also eine Herstellungsfunktion) ersetzt, löst sie die Trennung von Zeichen und Bezeichnetem (bzw. Referenten) auf. Sprache verweist nicht auf etwas anderes als sich selbst, sie repräsentiert nicht etwas, das hinter ihr liegen würde. Damit steht Butler in der postmodernem Tradition, die – mit Bezug auf die Zeichentheorie Ferdinand de Saussures – die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens nicht über das definiert, was es bezeichnet, sondern über Differenz der Zeichen untereinander (*omnis determinatio negatio*).

Diesen Aspekt hat Butler vor allem in ihrem zweiten großen Buch *Körper von Gewicht* aufgenommen und mit einem starken ethischen Impuls verbunden, indem sie die These vertritt, daß

(Geschlechts-) Identitäten sich über Ausschlüsse herstellen: „Die Bildung eines Subjekts verlangt eine Identifizierung mit dem normativen Phantasma des ‘Geschlechts’ [sex], und diese Identifizierung findet durch eine Zurückweisung statt, die einen Bereich des Verwerflichen schafft, eine Zurückweisung, ohne die das Subjekt nicht entstehen kann“ (Butler 1995: 23).

Im Klartext heißt das: Ein Körper wird als männlich oder weiblich qualifiziert, wenn er bestimmte Bedingungen erfüllt, d.h. wenn bestimmte Merkmale an ihm nicht auftreten. In diesem Sinn ist Geschlecht (sex) immer an eine (Körper-)Norm gebunden. Ein Mann ist, wer keine Brüste hat, bzw. eine Frau ist, wer keinen Penis hat etc. Auch die Ordnung der Heterosexualität bildet sich zuallererst über den Ausschluß und das „Verwerflichmachen“ anderer Begehrensrelationen wie z.B. der Homosexualität.

In der Rede vom „Ausgeschlossenen“, „Verworfenen“ kommt Butlers eigene ethische Vorstellung zum Ausdruck, denn Ausschlüsse sind meist als gewaltsame Akte begriffen, die hegemoniale Machtverhältnisse etablieren und einem radikaldemokratischen Ideal zuwiderlaufen. Daher optiert Butler immer für eine Verflüssigung von Grenzen, für eine möglichst weitgehende Inklusion der „verworfenen“ Identitäten.

Die Herstellung von sex in gender

Mit dem oben beschriebenen Argument der sprachlichen Herstellung von Realität stellt Butler nun auch die Zweigeschlechtlichkeit Mann/Frau in Frage, die wir ja gemeinhin für notwendig halten, weil wir sie auf die Existenz zweier verschiedener natürlicher Geschlechtskörper zurückführen.

Schon seit längerem gibt es – gestützt durch ethnologische, historische und empirische Untersuchungen – Zweifel an der „Natürlichkeit“ und Universalität der Zweigeschlechtlichkeit (s. Hagemann-White 1984, 1988; Haraway 1987). So kennt man Gesellschaften, die mehr als zwei Geschlechter zulassen, und bis ins 18. Jahrhundert hinein galt auch in der abendländischen Kultur ein „Ein-Geschlechts-Modell“, wonach die Frau eben nicht anders, sondern nur ein bißchen anders Mann war als der Mann (s. Laqueur 1992). Auch Studien zur Transsexualität lassen Zweifel an der Bestimmbarkeit eines klaren Dimorphismus aufkommen (s. Lindemann 1993; Hirschauer 1993).

Butler jedoch beruft sich in ihrer Kritik der Zweigeschlechtlichkeit nicht auf empirische Studien, sie operiert mit theoretischen Argumenten. Um die Zweigeschlechtlichkeit zu hinterfragen, greift sie zunächst auf die in der feministischen Diskussion übliche Unterscheidung von sex (biologisches Geschlecht) und gender (soziales Geschlecht) zurück. Diese Trennung war eingeführt worden, um der Vorstellung „Biologie ist Schicksal“ entgegenzuarbeiten. Butler radikalisiert nun die Differenz sex/ gender, indem sie sich für die Unabhängigkeit der beiden Seiten stark macht: Wenn – wie die Feministinnen behaupten (müssen) – die Biologie nicht die Ursache der Geschlechtsidentität ist, dann existiert die Geschlechtsidentität in gewisser Weise unabhängig von der Biologie. Genau betrachtet ist es dann aber auch beliebig, welche Geschlechtsidentität sich auf welchen Körper bezieht; weibliche Geschlechtsidentität könnte einem männlichen Körper zugewiesen werden und umgekehrt. Dies einmal zugestanden, ist nun auch nicht mehr einzusehen, warum es nicht mehr als nur zwei Geschlechtsidentitäten geben soll: Es könnten ebensogut drei, fünf oder fünfzig sein (vgl. Butler 1991: 22f).

Interessant ist, daß Butler das Verhältnis von sex und gender analog zu ihrem Modell von Gegenstand und Begriff denkt und denselben theoretischen Schritt vollzieht: Zwischen sex und gender besteht kein Referenzverhältnis. Gender ist nicht Ausdruck von sex und auch kein Zeichen, das auf einen zugrundeliegenden Körper verweist. Eher verhält es sich umgekehrt, daß sex sich zuallererst durch gender herstellt.

„Die Geschlechtsidentität“, schreibt Butler, „umfaßt auch jene diskursiven/kulturellen Mittel, durch die eine ‘geschlechtliche Natur’ oder ein ‘natürliches Geschlecht’ als ‘vordiskursiv’, d.h. der Natur vorgelagert [...] etabliert wird“ (Butler 1991: 24). Einfacher ausgedrückt: Das sogenannte biologische Geschlecht ist keine Naturtatsache, vielmehr ist die Vorstellung einer Natur vor der Kultur, eines sex vor gender, selbst ein in sozialen Bedeutungsakten hergestelltes Denkmuster. Butler hat also in ihrer Argumentation die Differenz sex/gender zunächst verschärft, um dann die Dualität in einem zweiten Schritt aufzuheben; sie läßt sex in gender, Natur und Kultur aufgehen. Hier wittern die Kritikerinnen und Kritiker nun eine gefährliche Beliebigkeit, so als könne, wenn alles bloß Kultur ist, auch alles nach Gusto geändert werden, als könnten wir die Geschlechter wechseln wie Kleider (siehe z.B. Duden 1993). Dieser Vorwurf kommt nur zustande, wenn un- hinterfragt „Natur“ als Notwendigkeit und „Kultur“ als Freiheit bzw. Wandelbarkeit gesetzt wird. Doch diese Aufteilungen gelten für Butler nicht mehr. Sie sieht die Kultur als eine Matrix, die uns durch und durch prägt und unsere Körper zuallererst gestaltet. Es ist nicht die Natur, die uns unsere Formen gibt, sondern die Kultur. Wir können ihr gar nicht entrinnen, höchstens ihre Bedeutung verschieben. Wenn man sich das in seiner ganzen Tragweite klar macht, verflüchtigt sich der Eindruck der Beliebigkeit und geht fast schon in sein Gegenteil über.

Sprache und Sein

Das große Problem bei alledem ist allerdings das Verhältnis von Sein und Sprache. Da es für Butler keinen Gegenstand hinter bzw. vor der Sprache geben kann (weil wir gar nicht sagen könnten, was ein solcher Gegenstand sein sollte), werden Gegenstand und Diskurs ununterscheidbar, und es scheint, als sei der Körper nichts anderes als seine kulturelle bzw. sprachliche Bedeutung.

Der häufigste Vorwurf gegen Butler ist demnach auch der der „Entkörperung“. Butler mache, so heißt es, den Körper zum Text. Der Einwand ist berechtigt, und die Plausibilität von Butlers These hängt nicht zuletzt davon ab, wie man „diskursiv“ versteht und ob zwischen Sprache und Materialität noch ein Unterschied gemacht werden kann. Denkt Butler bei „Diskursen“ oder „kultureller Matrix“ wirklich nur an eine sprachliche Schöpfung, oder umfaßt das Wort „diskursiv“ alle sozialen Praktiken? Und ist Performativität mit „kultureller Produktion“ gleichzusetzen?

In Körper von Gewicht wehrt sich Butler gegen den Vorwurf des „Linguistizismus“. Ihr geht es mit der These der Performativität nicht um Entkörperung, sondern lediglich darum, deutlich zu machen, daß es keinen Körper ohne Norm gibt, daß Körper immer schon geformt, d.h. mit Bedeutung durchsetzt sind. Auch will sie der Vorstellung entgegenarbeiten, der Körper sei ein Substrat, eine zugrundeliegende Materie „an sich“, der man wie Wachs ein Siegel aufdrückt. Butler denkt vielmehr an eine sich durchdringende Konstitution von Norm und Körper und setzt hierfür den Begriff der Materie an: „... die Materialität des biologischen Geschlechts wird durch eine ritualisierte Wiederholung von Normen konstruiert“ (Butler 1995: 15). Materie ist nicht ein Ort oder eine Oberfläche, „sondern [...] ein Prozeß der Materialisierung, der im Laufe der Zeit stabil wird, so daß sich die Wirkung von Begrenzung, Festigkeit und Oberfläche herstellt, die wir Materie nennen“ (Butler 1995: 31).

Butler geht es um Beweglichkeit, und daher versteht sie das anscheinend Beharrliche als Prozeß: nicht Materie, sondern Materialisierung; nicht Wirklichkeit, sondern Verwirklichung; nicht Realität, sondern Realisierung.

2. Gesellschaftlicher Hintergrund

Wozu dieser ganze theoretische Aufwand? Butler will zeigen, daß die Vorstellung der natürlichen Unterscheidung zwischen Mann und Frau nicht einer „Wahrheit“ entspricht, sondern im Dienst einer heterosexuellen Norm steht, die sich den Schein der Notwendigkeit und Natürlichkeit zulegt. Geschlechter sind nicht, sie stellen sich als eine Regel immer wieder neu her. Butler will darüber hinaus zeigen, warum der Feminismus flexibler mit der Kategorie „Frau“ umgehen muß. Die Berufung auf das Geschlecht „Frau“ ist theoretisch und politisch fragwürdig, da sie dem Trugschluß einer substantiellen Identität aufsitzt und sich über die eigene performative Kraft nicht im klaren ist: Mit der angeblichen Beschreibung unserer Realität als Frauen oder Männer werden Rollen zuallererst festgeschrieben; wo die Feministinnen sich auf die Kategorie „Frau“ stützen, werden sie immer auch das Spiel jener etablierten patriarchalen Norm spielen, der sie eigentlich entkommen wollten.

Schließlich möchte Butler zeigen, daß eine Verschiebung der Geschlechtsidentitäten möglich und auch notwendig ist. Da sie die heterosexuelle Matrix als einen Zwangszusammenhang versteht, der sich durch Ausschlüsse, Verwerfungen und Normierungen konstituiert, wäre die Auflösung der binär organisierten Identitäten politisch subversiv und entspräche einem radikaldemokratischen Ideal. Mit Parodie, Travestie und Queer-Praktiken will Butler den feministischen Kampf beerben.

In gewisser Weise ist das plausibel, denn man muß sich nur einmal klar machen, was es hieße, wenn in den Medien, in den Chefetagen großer Konzerne, in den politischen Parteien, in den Familien und in den Werbefirmen plötzlich wirkliche Unsicherheit über die Geschlechtsidentität um sich greifen würde. Wenn tatsächlich nicht mehr klar wäre, ob es eine Sekretärin ist, die im Vorzimmer des Chefs sitzt, oder ob das Cover-Girl auf dem Playboy wirklich ein Girl ist. Ihren vollen kritischen Sinn erhalten die Thesen Butlers allerdings erst, wenn nicht nur Frausein, sondern erst recht das für allgemeinmenschlich gehaltene Mannsein wirklich als Konstrukt begriffen wird. Die Kastrationsdrohung, die in Butlers Ansatz steckt, ist bisher immer noch unterschätzt worden.

Doch eines macht stutzig: Flexibilität, Identitätswechsel, Unabhängigkeit von körperlicher Befindlichkeit – das ist genau das, was die spätkapitalistische Gesellschaft ihren Mitgliedern abverlangt. Der Verdacht ist nicht von der Hand zu weisen, daß Butler uns das als subversives Ideal verkauft, was längst schon Mode, Norm und zum Teil auch Wirklichkeit geworden ist. Es ist ein eigentümliches Merkmal vieler Gesellschaftstheorien postmoderner Provenienz, daß in ihnen Affirmation und Kritik der bestehenden Verhältnisse fast ununterscheidbar nah beieinander liegen. Auch für Butlers Theorie ergibt sich der Eindruck, ihre Einsichten erschöpften sich „oftmals in der umstandslosen Akzeptanz jener Prozesse, deren Ausdruck sie eigentlich sind“ (Annuß 1996: 513). In einigen Studien ist gezeigt worden, wie Butlers Geschlechterkritik als Spiegel des gesellschaftlichen Wandels, der Pluralisierung und Ästhetisierung der Lebenswelt (Annuß 1996) bzw. als Form einer neuen romantischen Individualität (Eberlein 1995) gelesen werden kann. Erst auf dem Boden einer Enttraditionalisierung der Geschlechterrollen, einer Entkoppelung von Gebärvermögen und weiblichem Körper durch die Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin, erst auf dem Boden einer Vervielfältigung der Lebensstile und zunehmend auftretender biographischer Brüche, ist überhaupt eine solche Theorie der Geschlechter- und Begehrenspluralität möglich. „Was das Individuum betrifft“, sagt Hegel, „so ist ohnehin jedes ein Sohn seiner Zeit“ (Hegel 1989: 26) – schön, daß wir uns über den „Sohn“ gar nicht mehr aufregen müssen.

Medienwelt und Cyberfeminismus

Fassen wir noch einmal zusammen: Frau- und Mannsein, so die These, ist kein Sein, sondern ein Tun, ein soziales Konstrukt. Die Qualifikation als „weiblich“ und „männlich“ sei keine Beschreibung einer biologischen Tatsache, sie wirke vielmehr performativ, das heißt über die sprachliche Bezeichnung (Sprache beschreibt nicht eine Realität, sie stellt sie her). Die Bezeichnung schafft Bedeutung und veranlaßt uns, die Realität, die wir angeblich vorfinden, selber herzustellen. Geschlecht ist Einübung, Wiederholung von konformen Akten, der Körper ist sedimentierte Norm. Die Natürlichkeit der zwei Geschlechter ist demnach eine Illusion, die sich selbst wahr macht.

Die Art, wie Butler Geschlechtskonstruktion erklärt, erinnert nicht selten an das, was die Theorie der neuen Medien als Struktur der gegenwärtigen Gesellschaften beschreibt. Butler vertritt eine Sprachauffassung, die eine Welterfahrung spiegelt, in der das, was wir bisher das „Reale“ genannt haben, keine große Rolle mehr spielt. Jean Baudrillard hat diesen gesellschaftlichen Zustand als „Ordnung der Simulation“ beschrieben, in der sich Zeichen nur gegen Zeichen austauschen (z.B. Baudrillard 1978: 39ff). In der Warenwelt des Konsums, so Baudrillard, werden die Objekte zu bloßen Zeichen. Denn die Gegenstände dienen nicht mehr der basalen Bedürfnisbefriedigung, sie gewinnen ihren Wert vielmehr durch die imaginären Bedeutungen, die sie als Zeichen – z.B. als Prestigeobjekte – annehmen (s. Friedrich 1993: 80ff). Wenn Butler die Geschlechter über ihre Zeichenhaftigkeit definiert, beschreibt sie die Körper genau in dieser Waren- und Simulationslogik.

Judith Butlers Theorie würde nirgendwohin besser passen als ins Internet.

Das Internet scheint die totale Verkörperung der Simulation zu sein, auch der Simulation des Geschlechts. Hier praktizieren die Teilnehmer von Chatrooms und virtuellen Spielräumen bereits ein fröhliches genderswapping. Männer geben sich mit Vorliebe als Frauen aus, erfinden virtuelle Körper, Frauen wählen ein drittes Geschlecht, etwa Spivak, Alien oder Neuter, treten als eine oder mehrere Personen auf.

Butlers Gedanke von der sprachlichen Konstruktion des Geschlechts scheint eigentlich eine Beschreibung dieser körperlos hergestellten Identität im imaginären Raum zu sein, die Theorie zur längst schon realisierten Internet-Praxis. Das Netz ist Performativität pur.

Eigentlich müßte Butler das gut gefallen, doch eigenartigerweise finden wir bei ihr keine Hinweise auf die Praxis des Internet, auf die gegenwärtige Medienwelt als den gesellschaftlichen Hintergrund ihrer Theorie. Warum? Das mag einerseits daran liegen, daß Butler sich selbst nicht gleichsam „von hinten betrachtet“, also nicht auf das reflektiert, was ihre Theorie möglich macht. Und es mag daran liegen, daß im Internet genau das nicht praktiziert wird, was ihr vorschwebt.

Butlers Rede von der Performativität des Geschlechts wäre einfach zu akzeptieren, wenn sie sich nicht auch auf den „natürlichen Körper“ bezöge. Das tut sie aber. Performativität ist – ob man das logisch nachvollziehen kann oder nicht – als Materialisierung verstanden. Butlers Affront liegt also nicht, wie immer behauptet, in der Körperlosigkeit, sondern im Gegenteil, in der Körperbezogenheit ihrer Thesen, in einem Denken, das Leib und Geist nicht trennt. Die Behauptung, Geschlecht lasse sich herstellen, ist nur radikal, weil sie sich auf die realen Körper bezieht.

Dieses Problem hat aber der Cyberspace nicht, hier existieren keine Körper im herkömmlichen Sinne (und hier gilt die Trennung von Leib und Geist). Die Praxis des Internet folgt meist einer einfach gestrickten Zwei-Welten-Theorie von Virtual Reality (VR) und Real Life (RL). Genau in diesen zwei Ebenen scheint der Reiz der Chatrooms, der MOOs und MUDs zu liegen. Das Internet

lebt von der Abspaltung des realen Körpers und gleichzeitig von der Imagination einer wirklichen neben der virtuellen Welt. Die Teilnehmer versuchen herauszufinden, wer sich hinter welcher Person verbirgt, sie treffen sich bisweilen zu recht enttäuschenden Pizzaparties im RL oder versuchen sich im wirklichen Leben kennen und lieben zu lernen. Das ganze Maskenspiel basiert – heute noch, vielleicht ändert sich das in der Zukunft – auf dem Vertrauen an die Existenz einer zweiten Schicht, eines dahinter liegenden RL.

In VR jedenfalls kann sich jeder über sich selbst alles mögliche ausdenken, jenseits aller Hemmschwellen Kontakte knüpfen und dem sprichwörtlichen tiny sex frönen. Zu guten Menschen werden Cyberbodies nicht: Untersuchungen zeigen, daß trotz allen genderswappings das Geschlechterrollenverhalten in den Chat-Kanälen die traditionellen Rollen des RL reproduziert und noch übertrifft.

In letzter Zeit hat auch das Stichwort „Cyberfeminismus“ von sich reden gemacht. Schätzungen zufolge sind mittlerweile zwischen 17 und 30 Prozent der Netznutzer Frauen, und die treiben im Internet ihre bunten Blüten. Vom Mailbox-Netzwerk „FemNet e.V.“, „Ceiberweibern“, „Julias Erotik Links für Frauen“ bis hin zur sehr liebevoll gestalteten „hausfrauenseite.de“ ist allein schon deutschsprachig im Internet alles zu haben, was bisher zwischen klassisch und kritisch unter das Label „Frauen“ fiel. Auf den politisch inspirierten Homepages geht es weniger um Schminke als um die Vernetzung von Frauen und „Empowerment durch Technik“. 1997 gründete eine Gruppe von Künstlerinnen und Wissenschaftlerinnen das „Old Boys Network“ (OBN) und veranstaltete auf Dokumenta X in Kassel die „Erste Cyberfeministische Internationale“. Erkennbar sind die Feministinnen im Netz am Namen. Sie nennen sich „Guerilla Girls“, „Ambitious Bitch“, „sluts“ (Schlampen), „nerds“ (Computerfreaks) und „glants“ (Drüsen).

Mitte der neunziger Jahre trat die Medientheoretikerin Sadie Plant auf den Plan. 1997 erschien ihr Buch „Nullen und Einsen“, das – als eine Grundlegung des Cyberfeminismus – durchaus zu einem Klassiker feministischer Theorie hätte avancieren können. Plant behauptet, daß das „Geschlechterbeben“, die Verunsicherung der Geschlechtsdifferenz, der wir derzeit beiwohnen, eine der Folgen dieser Auflösung der Differenz zwischen Mensch und Maschine ist, und versucht, mit einem deutlichen Hang zu Science Fiction, die zunehmende Vermischung von Mensch und Maschine für feministische Zwecke fruchtbar zu machen.

Plants Buch ist nicht im herkömmlichen Sinne geschrieben, sondern aus Zitaten gewoben, ein Teppich hin- und herlaufender Exzerptfäden, und sie ergeben als Muster die Aussage, daß das digitale Netz in seiner Struktur der webenden Tätigkeit der Frauen ähnlich ist. Die Erfinderin der ersten Computersprache, Ada Lovelace, und die Lochkarten der Webstühle weisen den Weg. Plants Hauptthese heißt : Das Netz ist weiblich.

Neben den immer intelligenter werdenden Maschinen interessiert Plant am technischen Fortschritt der letzten 160 Jahre die enorme Expansion weiblicher Tätigkeit. Frauen sitzen überall in großer Zahl an den Schaltstellen. Sie saßen an den Webstühlen, in den Telefonzentralen, sie waren die Rechnerinnen, die im Zweiten Weltkrieg Geheimcodes entzifferten, sie besetzen unzählige Computerarbeitsplätze. Ihre Logik, die Logik der Vernetzung, des Klatsches und Tratsches, des spontanen, ungerichteten, unhierarchischen und unkontrollierten Informationsaustausches, ist die Logik des Netzes, ist Hypertext. Sie ist die Logik der Zukunft.

Plant erzählt eine Geschichte, in der Frauen wesentlich mit dem technologischen Fortschritt verknüpft sind, und löst dabei unter der Hand die fest gefügte Verbindung zwischen Männlichkeit und Technik auf. Die Erzählung von der Befreiung des weiblichen Geschlechts ist hier möglich, weil Plant Frauen nicht mehr mit Natur, sondern metaphorisch mit Technik gleichsetzt, so wird die Ma-

schinenrevolution zur Revolution der Frauen. Die große feministische Revolution wird sich nicht durch Handeln erfüllen, sie vollzieht sich als Teleologie technologischer Entwicklung: „Je intelligenter die Maschinen werden, desto befreiter sind die Frauen.“ Ein cooler Gedanke.

Doch der Umgang mit den Begriffen „Frau“ und „Mann“ bei Plant scheint hoffnungslos eindeutig und unreflektiert. Ihre Ausführungen erinnern nicht selten an eine digitale Matriarchatstheorie, ob sie es ironisch oder ernst meint, ist dabei nicht zu entscheiden. Auch die Cyberfeministinnen sprengen nicht per se die Geschlechterordnung und nicht das Muster herkömmlicher feministischer Denkweisen. Der Begriff von Weiblichkeit wird bei Plant – bewußt – nicht problematisiert und die Aktionen des FemNet oder der cybergirls wirken wie ein Update klassischer Frauenförderstrategien: Sichtbarkeit, fröhliche Aufsässigkeit, Stärkung der technischen Kompetenz von Frauen, Bildung von Netzwerken. Befreit vom Körper – aber gestützt auf das Phantasma einer realen Welt –, kann sich Weiblichkeit wieder im Netz einrichten. Ohne Körper ist der Feminismus halb so schwer.

Wohin die Reise geht, läßt sich derzeit schwerlich vorhersagen. Schwer zu bestimmen, ob Cyberfeminismus hinter Butler zurückgeht – also für zu leicht befunden werden muß – oder ob er Butler schon längst hinter sich gelassen hat und neu und unverkrampft mit den Geschlechtskategorien umgehen kann.

Butler ist, ähnlich wie Foucault, in den Kanon der Kulturwissenschaften und der Gender-Theorien eingegangen. Hier scheint es fast unmöglich, den Diskurstheorien zu widersprechen. Sie sind – in manchen Kontexten – gar zum Dogma versteinert. Sadie Plants Cyberfeminismus dagegen hat, ähnlich wie die Cyborg-Manifeste von Donna Haraway, weder große Diskussionen noch Revolutionen in der Geschlechtertheorie ausgelöst.

Umbruch ist angesagt. Es kann sein, daß der Feminismus im Netz zu ganz neuen, subversiven Geschlechterspielen führt. Es kann aber auch sein, daß Feminismus durch Abspaltung des Körpers, als rein virtueller Feminismus, wieder zu konservativen, traditionellen Geschlechtsbildern greift und damit einen „virtuellen“ Gegenpart zu den Re-Biologisierungstendenzen der sogenannten „Lebenswissenschaften“ liefert.

Niemand kommt derzeit auf die Idee, daß Gene ein Produkt des Denkens, nicht der biologischen Tatsachen sein könnten. Und auch was die Geschlechter angeht, hat – außerhalb des universitären Gender-Diskurses – die Biologie Konjunktur. Eine Unzahl von neueren Publikationen bemüht sich derzeit, mit sozio-biologischen, hirneurologischen und „stammesgeschichtlichen“ Erklärungen nachzuweisen, warum Frauen und Männer so anders denken und fühlen. Solcher Unsinn füllt derzeit massenhaft die Regale der Frauenliteratur.

Da bleibt nur zu hoffen, daß – ganz im Hegelschen Sinne von Fortschritt – etwas von Butler und der Queer-Theory „aufgehoben“ ist im gesellschaftlichen Umgang mit den Geschlechtern und wir uns, egal auf welcher theoretischen Grundlage, einen backlash zur Tyrannei der Zweigeschlechtlichkeit ersparen können.

Dr. Andrea Roedig war bis Frühjahr 2001 Geschäftsführerin der „Grünen Akademie“ der Heinrich-Böll-Stiftung in Berlin. Sie ist derzeit leitende Kulturredakteurin der Ost-West-Wochenzeitschrift „Freitag“. Veröffentlichungen im Bereich Feministische Theorie und Gender-Studies.

- Annuß, E. (1996): Umbruch und Krise der Geschlechterforschung: Judith Butler als Symptom. In: Das Argument 216: 505-523
- Baudrillard, J. (1978): Politik und Simulation. In: Baudrillard, J.: Kool Killer oder der Aufstand der Zeichen. Berlin.
- Butler, J. (1995): Körper von Gewicht. Berlin.
- Butler, J. (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.
- Duden, B. (1993): Die Frau ohne Unterleib: zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument. In: Feministische Studien 11(2): 24-33.
- Eberlein, U. (1995): Geschlechterdualismus und romantischer Individualismus. In: Lahren, S. u. Weißbach, O. (Hg.): Konturen des Gemeinsinns. Festschrift zum 65. Geburtstag von Peter Furth. Berlin.
- Friedrich, C. (1993): Semiotik als Gesellschaftstheorie. Berlin.
- Hagemann-White, C. (1984): Thesen zur kulturellen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit. In: Schaeffer-Hegel, B. u. Wartmann, B. (Hg.): Mythos Frau. Berlin: 137-139.
- Hagemann-White, C. (1988): Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren... In: dies. u. Rerrich, M. S. (Hg.): FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der fem. Diskussion. Bielefeld: 224-235
- Haraway, D. (1987): Geschlecht, Gender, Genre. Sexualpolitik eines Wortes. In: Hauser, K.: Viele Orte überall? Festschrift für Frigga Haug. Berlin/Hamburg: 22-41.
- Hegel, G.W.F. (1970/²1989): Grundlinien zur Philosophie des Rechts, Werke Bd.7. Frankfurt a.M.
- Hirschauer, S. (1993): Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Frankfurt a.M.
- Laqueur, T. (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt a.M./New York.
- Lindemann, G. (1993): Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt a.M.
- Plant, Sadie (1999): Nullen und Einsen. Berlin
- Roedig, A. (1992): Geschlecht als Kategorie. Überlegungen zum philosophisch-feministischen Diskurs. In: Feministische Studien 10(1): 105-112.
- Turkle Sherry (1999): Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet. Reinbek

DEKONSTRUKTIVISTISCHE THEORIE UND IHRE FOLGERUNGEN FÜR DIE JUNGENARBEIT

1. Anmerkungen zum gegenwärtigen Stand der Jungenarbeit

Ausgangspunkt geschlechtsdifferenzierter Kinder- und Jugendarbeit war die Analyse feministischer Forschung, daß im Normalfall die „Jugendarbeit“ genauer betrachtet eigentlich schon „Jungenarbeit“ sei. Dies nicht im feministischen Sinn, sondern durch ihre Ausrichtung an Interessen und raumgreifendem Artikulationsgebaren von – in der Regel – Jungen. Darauf antwortete die Frauenbewegung mit der Schaffung eigener Räume und der Entwicklung von Konzepten für feministische Mädchenarbeit.

Entsprechend dem feministischen „Wir wehren uns gegen Männergewalt“ wurden Jungen in ihrem Potential als Täter gesehen. Die Männer, die begannen, sich Gedanken zu „Jungenarbeit“ zu machen, kamen folglich – historisch zuerst in der „Alten Molkerei Frille“ – zum Konzept der „antisexistischen Jungenarbeit“.

Wahrscheinlich durch praktische Erfahrungen mit den Jungen und weiteren pädagogischen Überlegungen verließ man jedoch bald das bloße „anti“. Es verschließt Zugänge zu vielen Jungen, wird deren Differenziertheit nicht gerecht, insbesondere auch nicht deren Gewalterfahrungen.

Im Laufe der 80er und 90er Jahre verbreitete sich auch die Literatur zur Jungenarbeit, wenn es auch an Erfahrungsberichten aus der Praxis und vor allem an Ergebnissen wissenschaftlicher Begleitung bis heute mangelt. Das sicherlich populärste Buch wurde „Kleine Helden in Not“ von Schnack/Neutzling, die breit referierten, welche „Kosten“ in Form von Leid, Gewalt, Krankheit und psychosozialem Elend die übliche Jungenrolle für die Jungen und Männer mit sich bringt. Für die wissenschaftliche Diskussion waren das „Praxishandbuch Jungenarbeit“ von Uwe Sielert sowie der von Lothar Böhnisch und Reinhard Winter herausgegebene Band zu männlicher Sozialisation bedeutsam.

In der Folge entstanden verschiedene Richtungen von Jungenarbeit: parteiische, emanzipatorische, patriarchats-kritische und auch eine als frauenfeindlich einzustufende maskulinistische Jungenarbeit, auf die sich die folgenden Thesen jedoch nicht beziehen.

These 1: All den genannten Richtungen ist gemeinsam, daß sie ein gerechteres, erfüllteres etc. Verhältnis zwischen Frauen und Männern wollen, das Verhältnis zwischen Homo- und Heterosexualität wird jedoch nur als Nebeneffekt unter Vervielfältigung der männlichen Lebensweisen“ subsumiert und nicht zum Schwerpunkt erhoben.

These 2: Allen Ansätzen ist weiterhin gemeinsam, daß in der praktischen Arbeit tätige Männer fürsorglich, interessiert und den Sozialisationsproblemen zugewandt mit Jungen und jungen Männern arbeiten. Da dies im Erziehungssystem immer noch höchst selten der Fall ist, stoßen die Männer damit bei den Jungen, bei Frauen und bei sich selbst immer wieder auf großes Interesse.

These 3: Aus der Auffassung, daß ein „anti“ nicht ausreicht oder attraktiv ist, folgt für die meisten Ansätze, daß sie als positives Leitziel das Erreichen einer gelungenen „männlichen Identität“ formulieren. Dies wird mal psychoanalytisch, mal biologisch, mal archetypisch-historisch und mal ü-

berhaupt nicht hergeleitet und geschieht meist nicht in abwertender Absicht gegenüber „weiblicher“ Identität.

These 4: Die inhaltliche Konkretisierung des Allgemeinplatzes gelingt jedoch nicht. Sie wird in den wenigsten Fällen versucht, und wenn, dann landen die Autoren bei den klassischen binären Aufteilungen, die sich auf die bekannten Schemata von aktiv/passiv, rational/emotional etc. zurückführen lassen.

These 5: Das Leitziel „positive männliche Identität“, welches in einer Beschreibung der Geschlechterbeziehungen in dualistischen Begriffsvorstellungen endet, halten wir nicht nur für theoretisch falsch, sondern es wird auch gemessen an unseren praktischen Erfahrungen in der Jungenarbeit der Differenziertheit der Jungen nicht gerecht. Deshalb gilt es, sich vom Leitbild „männliche Identität“, welches die 90er Jahre prägte, zu verabschieden, genauso wie man sich von dem rein negativen Zugang des „anti“ in den 70ern auch verabschiedet hat.

2. Anregungen durch eine queere Sichtweise auf Jungenarbeit

Uns geht es hier nicht darum, die angerissenen Ansätze und Konzepte von „identitärer“ Jungenarbeit abzulehnen. Sie haben unserer Meinung nach mit dazu beigetragen, Jungen eine größere Verhaltensvielfalt mit auf den Weg zu geben und bestimmte traditionelle Formen von Männlichkeit zu irritieren. Doch stehen sich diese Ansätze unserer Meinung nach im Wege, indem sie mit dem Bild des neuen Jungeseins/Mannseins dazu tendieren, wieder zu vereinfachen und zu vereinheitlichen, was sie vorher vervielfältigt haben – nämlich ein normierendes Bild von Männlichkeit, und damit verharren sie in der Reproduktion von auf Hierarchisierung und Ausgrenzung beruhenden Geschlechterverhältnissen.

Und um nicht mißverstanden zu werden: Es geht uns nicht darum, ein „Bedürfnis“ der Jungen nach einer geschlechtlichen Identität abzustreiten – ein Bedürfnis und ein Dilemma, das Jungenarbeiter und -arbeiterinnen ernst nehmen sollten. Allerdings wollen wir eine Sichtweise durchbrechen, die dieses Bedürfnis als ein auf Natur basierendes Folgen einer Objektivität erscheinen läßt. Später wird deutlich werden, daß sich eine nicht-identitäre Jungenarbeit methodisch häufig nur in Nuancen von anderen Jungenarbeitskonzepten unterscheidet. Diese kleinen und feinen Unterschiede sind unserer Meinung nach aber von gewichtiger Bedeutung. So kann die Aufgabe von Jungenarbeit nicht die Produktion immer wieder neuer, eindeutiger Unterscheidungslinien zwischen dem „Männlichen“ und dem „Weiblichen“ sein, so sozialverträglich die „neue männliche Identität“ (nach erfolgreichem Abschluß eines Jungenkurses) dann auch aussehen mag.

Bei genauerer Betrachtung verschiedener Vertreter der Jungenarbeit bleibt interessanterweise eine neu anzustrebende, männliche Identität entweder ziemlich diffus, oder wenn sie genauer beschrieben wird, ähnelt sie auffällig traditionellen Männlichkeitsbeschreibungen (Widerständigkeit, Selbstbehauptungswille, Zielstrebigkeit, Durchsetzungsfähigkeit und nicht mehr Gewaltausübung, Härte und Dominanzstreben).

Denn jedes Festhalten an Männlichkeiten ruft ein erneutes Abgrenzen vom „Weiblichen“, vom „Homosexuellen“, vom „anderen Anderen“ hervor und reproduziert damit ein hierarchisches Geschlechterverhältnis.¹

Ein möglicher Schritt aus der hierarchischen Zweigeschlechtlichkeit herauszukommen, liegt unseres Erachtens in der zunächst theoretischen Dekonstruktion der „Kultur der Zweigeschlechtlichkeit“. Sie befreit uns von der statischen Unterordnung unter ein dichotomes Ordnungsschema von Mann und Frau.

In der vorherrschenden Identitätslogik bedeutet Mannsein, daß dort, wo Mann ist, Frau nicht sein darf. Von der Gebärfähigkeit ausgehend, wurden der Frau spezifisch weibliche, fürsorgliche Eigenschaftsmuster zugeschrieben, aus denen ihre Zuständigkeit für den häuslich privaten Bereich etabliert worden ist. Der Mann hingegen stilisierte sich als das Andere, als rational handelndes, sich als kulturelles und gesellschaftliches Wesen selbst herstellendes Subjekt der Geschichte. Zur Herstellung und Stabilisierung von männlicher Identität gehörte die Abgrenzung vom Weiblichen und die ständige Bestätigung sich selbst und anderen gegenüber, daß „mann“ eben nicht Frau ist. Diese Bestätigung geschieht durch einen sich ständig wiederholenden Prozeß der Selbstinszenierung von Männlichkeit. Das heißt, die Subjekte inszenieren jeden Tag immer wieder aufs Neue ihre eigene bestimmte männliche Art zu laufen, zu reden, zu denken, etc. – doing gender. Identitätskategorien beschreiben nicht nur, wie jemand sein soll, sondern sind immer auch wertend und schließen das aus, was nicht in die Kategorien paßt. Die selbstgemachten Ausschlüsse, wie z.B. nicht weinen zu dürfen, sich nicht in einer bestimmten Art bewegen zu dürfen (und selbstverständlich auch die ausgeschlossenen Subjekte wie Schwule, Lesben etc. die ihre gesellschaftliche Mitsprache und Partizipation, ihren gesellschaftlichen Einfluß einfordern), stellen eine immer wiederkehrende Gefährdung der Identität dar, die durch eine immer stärkere Selbststilisierung gegenüber dem Anderen abgewehrt werden muß. Eine aus diesen Widersprüchen entstammende Instabilität männlicher Identität muß demnach als ein ihr ganz eigener Charakterzug verstanden werden. Und anders als üblicherweise vorgestellt, folgt aus dieser Sicht, daß nicht die stabile männliche Identität das erste Ziel von Jungen- und Männerarbeit sein kann. Es zeigt sich vielmehr, daß der Versuch der Stabilisierung eine immer stärkere Selbststilisierung und die damit verbundene Abgrenzung (und Abwertung) vom Anderen schlechthin – dem Weiblichen – erfordert. Anstatt also dem Weg der Identitätsstabilisierung zu folgen, scheint es in einer identitätskritischen Perspektive umgekehrt darum zu gehen, die Brüchigkeit und Wandelbarkeit als Eigenschaft von Identitäten und Qualität zu begreifen, denn als Bedrohungen wahrzunehmen.

Im Umgang unter Jungen sehen wir, wie schon der ständige Zwang zur Selbststilisierung gegeben ist, wie „mann“ die männlichen Initiationsriten initiiert und sich ihnen unterwirft. Es sind die alltäglichen Handlungspraxen und Routinen, durch die sich die „Alltagskultur der Zweigeschlechtlichkeit“ konstituiert. Das Auftreten des Jungen, der dem Mädchen an den Po grapscht, rückt so, neben der unmittelbaren Erniedrigung des Mädchens, auch unter dem Aspekt ins Blickfeld, daß er sich als Junge gegenüber den anderen zu profilieren versucht. Auch die Frage „Biste schwul, oder was?“ wird zu einer Aufforderung der deutlichen (heterosexuellen) Männlichkeitsinszenierung, die

¹ Hier soll die Anmerkung ausreichen, daß das Problem von Identität, immer nach etwas zu streben, was unmöglich zu erreichen ist, nämlich Ganzheit, nicht von Männlichkeiten allein gepachtet ist – es ist eine Problematik der Identitätsvorstellung im allgemeinen. Daher kommt es auch zu Vernetzungen, Überschneidungen und Verschmelzungen von z.B. Männlichkeiten mit Nationalismen, in denen der „deutsche Mann“ sich z.B. in ganz bestimmter Weise gegenüber „nicht-deutschen“ Männlichkeiten stilisiert, er sich der „deutschen Frau“ anders als der „nicht-deutschen Frau“ gegenüber positioniert.

bisher schwach gewesen sein mag, weil der Angerufene sich zu mädchenhaft kleidet, sich abweichend bewegt, redet oder spielt. Die Handlungen der Akteure und Akteurinnen sind in ihren Alltag eingewoben. Durch die Stilisierung des Männlichen bildet sich ein „Innen“, eine homogenisierte Gruppe mit entsprechend untergeordneten Einzelnen, und ein „Außen“, das nicht dazu gehört und abgewertet wird.

Wenn es sich aber um einen Zwang zur Wiederholung in der männlichen Selbststilisierung handelt, dann liegt darin auch die Chance, Verschiebungen in den Übergängen zu initiieren, indem die geschlechtliche Identität ihrer(s) natürlichen Besitzers(in) enteignet wird.

Für eine identitätskritische Jungenarbeit bestünde dann die Aufgabe darin, die Formen des doing gender nachzuzeichnen und zugleich auf die Brüchigkeit und Kontingenz von Geschlechtsidentität hinzuweisen, sie erlebbar und bewußt zu machen und damit ihre Veränderbarkeit aufzuzeigen. Eine Jungenarbeit, die den geschlechtlichen Identitäten ihre anscheinend natürlichen Besitzerinnen und Besitzer verweigert, bewegt die Frage, wie Irritationen und Verschiebungen in den Zwang zur Wiederholung der geschlechtlichen Identität eingebaut werden können.

Die geschlechtlichen Routinen werden dann erlebbar, wenn sie als „gemacht“ bewußt werden, sie als Ergebnisse von sozialen Handlungen und Symbolisierungen erscheinen. Das heißt, die Routinen auf die Spitze treiben, die geschlechtlichen Zuschreibungen auf die Spitze treiben, die geschlechtlichen Zuschreibungen jedoch enteignen und das Andere erlebbar machen.

Mit einer von Queer Theory inspirierten Jungenarbeit ist die Hoffnung verbunden, daß Jungen nicht in einer starren Identität versteinern, sondern vielmehr die eigene Geschichte als Geschichte veränderbarer Möglichkeiten für sie erleb- und begreifbar wird. Widersprüche müssen darin nicht als solche zwischen den Subjekten und den damit verbundenen Abwertungen ausgetragen werden. Mit Queer Theory kann die Frage gestellt werden, wie die Restabilisierung von geschlechtlichen und sexuellen Identitäten zugunsten von prozessualen Identitäten verschoben werden kann. Das Ziel einer nicht-identitären Jungenarbeit wäre somit nicht der „andere Junge“, sondern gar kein Junge.

Soweit zur Theorie. Wie Sie sehen werden, ist die Entwicklung eines praktischen nicht-identitären Jungenarbeitskonzepts gar nicht so spektakulär. Es unterscheidet sich nur in Nuancen von anderen Konzepten und muß sich an den real gelebten Existenzweisen von Mann und Frau abarbeiten. Wir plädieren dabei aber für ein ständiges und vorsichtiges Infragestellen, Verflüssigen und Vervielfältigen von Männlichkeiten, anstatt die selbigen stets von neuem anzurufen und damit wiederherzustellen.

3. Methodenbeispiele

Vorurteilswettbewerb

Dieser Wettbewerb wird wie eine Spieleshow im Fernsehen oder ein Fußballspiel mit „zwei Halbzeiten“ angeleitet. Es werden zwei Gruppen gebildet. Jede Gruppe erhält ein Blatt, einen Stift und ca. fünf Minuten Zeit, um möglichst viele Sachen, Eigenschaften, Fähigkeiten aufzuschreiben, was Jungen bzw. Mädchen angeblich nicht oder gut können bzw. was sie sind oder nicht sind.

Erfahrungsgemäß beginnen viele Jungen schon hier darüber zu diskutieren, daß dies und jenes ja gar nicht stimmt. Daher sollten die Jungen dazu ermuntert werden, möglichst viele Stichpunkte aufzuschreiben. Der Gewinner der ersten Runde ist die Gruppe mit den meisten Punkten. Doch dann kommt die zweite Runde: Abwechselnd darf jede Gruppe bei der anderen einen Stichpunkt

streichen, wenn sie eine Begründung dafür geben kann (z.B. „Mädchen können auch im Stehen pissen!“). Danach sieht die Liste z.B. so aus:

Jungen können nicht / sind nicht

~~können nicht nähen, sind häßlich, können nicht singen, haben kein Gefühl, sind keine Hausfrau, können nicht andere anmachen, haben keinen Busen, sind nicht lesbisch, nicht fair, haben keine Scheide, keine langen Haare, haben nicht soviel Liebe, werden kein Stewart, nehmen keine, keine Eizellen, Kosmetik, sind nicht sauber, können keine Kinder bekommen, können nicht so sauber schreiben, haben keine schönen Lippen.~~

Mädchen können nicht / sind nicht

~~können nicht so gut Sport, fahren kein Formel 1, können nicht boxen, sind keine Bauarbeiter, gehen nicht in den Sexshop, sind nicht schwul, sind nicht hart, sind nicht häßlich, haben keinen Pimmel, sind nicht cool, haben keinen Samen, werden kein Pilot, sind nicht anstrengend, sind nicht mißtrauisch, können kein Fußballspielen, haben keinen Mut, geben kein Geld aus, schlagen nicht, sind nicht so schnell.~~

Bis hierher eignet sich die Methode sehr gut, um klassische Vorurteile gegenüber der „anderen“ Gruppe in Verblüffung über deren Fähigkeiten münden zu lassen. Wir haben jedoch lange überlegt, die Methode zu erweitern, da sie in dieser Form, gerade durch das Übriglassen der „biologisch/körperlichen Unterschiede“, diesen vielleicht sogar noch besonderes Gewicht verleiht und sich damit an der Unterteilung der Welt in ein System der Zweigeschlechterwelt beteiligt.

Deshalb führen wir diese Methode nur noch in folgenden Varianten durch: Entweder es wird parallel zur Frage nach Jungen und Mädchen mit der gleichen Methode nach Kindern und Erwachsenen oder Deutschen und Ausländern o.ä. gefragt. In der Schlußauswertung kann dann darüber geredet werden, welche (unnötige) Bedeutung den verschiedentlich übrigbleibenden „Unterschieden“ bleibt. Wir versprechen uns eine Dekonstruktion der Zweigeschlechterwahrnehmung durch einen Bedeutungsverlust der klassischen Symbole heterosexueller Ordnungen.

Die zweite Variante wurde so erst in den 5. Klassen ausprobiert: Nach der zweiten Halbzeit wird als Elfmeterschießen-ähnliche Schlußaufgabe die Frage gestellt, wie oft die beiden Mannschaften den Kursleiter auf Fotos wiedererkennen. Dazu hat der Kursleiter ein Original und drei per Computer einfach verfremdete Bilder von sich mitgebracht (mit anderer Haarfarbe, geschminkt, mit oder ohne Bart, Piercings o.ä.). Die Kinder fragen schnell: „Bist du das auch?“ oder „Bist du ne Tunte?“ Es ergibt sich eine hohe Aufmerksamkeit, weil nicht irgendwer, sondern der bekannte Kursleiter plötzlich als jemand möglicherweise ganz anderes erscheint. Es ermöglicht sich ein Gespräch über „Anderssein“, „anders werden“, „sich anders anderen zeigen“ usw. Die Zweigeschlechterwahrnehmung läßt sich so altersentsprechend verunsichern, weil dem Kursleiter in ein und derselben Person zugetraut wird, daß er seine Position darin tut und nicht unveränderbar hat.

Rollenspiel

Wenn Männlichkeit immer wieder inszeniert wird und sich als natürlich präsentiert, kann das Rollenspiel in diesem Prozeß verändernd wirken. Rollenspiele machen den Jungen in der Regel Spaß. In ihrem Spiel bilden sie oft ihre Realität, ihre Geschichten ab und erzählen von sich. Wir können sehen, wie sie männliche Inszenierungen nachahmen, wie sie ihre Geschlechtsidentität annehmen. Die Jungen haben selbst die Möglichkeit zu erleben, daß männliche Inszenierungen an-

genommen werden können, daß „mann“ mit ihnen spielen, sie parodieren und sich über sie lustig machen kann.

Wenn das Rollenspiel funktioniert, kann es dem Spieler deutlich werden, daß er Eigenschaften nicht einfach hat, sondern sie spielt und dadurch erlangt. Praktisch? Indem man z.B. mehrere Jungen Anmachsituationen spielen läßt. Es wird welche geben, die sie unterschiedlich spielen, und die Zuschauenden sehen männliche Inszenierungen auf verschiedene Weisen, „so wie ich mich verhalte“ ist nur eine Verhaltensweise von vielen.

Indem man sie in Situationen „hineinschickt“, in denen sie aus ihren gewohnten Bewegungsabläufen herausgeworfen werden (indem sie „Frauen“, „Tansvestiten“ oder „Kinder“ etc. spielen) und sie möglicherweise Spaß an der anderen Inszenierung haben und sich vielleicht eine Lust nach anderen Bewegungsabläufen ganz langsam in ihre Körper einschreibt.

Indem man bestimmte Bewegungsabläufe so überspitzt inszeniert, daß sie lächerlich wirken, um sie in ihren Bewegungsabläufen zu verunsichern.

Indem man sie „natürliche“ Begründungen der zweigeschlechtlichen Jungen- und Mädchenwelt selber rollenspielerisch dekonstruieren läßt. (Der „Kaufhausbrand“ ist eine Methode, die ähnlich wie der Vorurteilswettbewerb funktioniert, nur mit Rollenspiel verbunden ist.)

Indem man Mädchen- und Jungengruppen getrennt voneinander spielen läßt und sie sich die auf Video aufgenommenen Filme ansehen und dagegen protestieren.

Platz für Gefühle

Diese Methode wird hier als Beispiel dafür geschildert, daß andere Jungenarbeitsprojekte wahrscheinlich sehr ähnlich arbeiten und daß es kleine Details sind, die einer Methode eine queere Richtung geben:

Alle Jungen erhalten ein Blatt mit gezeichneten Jungenbildern, die verschiedenste Gefühle ausdrücken. In der Mitte liegt eine Wandzeitung mit den gleichen Bildern. Die Gefühle werden geraten und aufgeschrieben. Die Bilder drücken sicher für einige Jungen verschiedene Gefühle aus, je nachdem, was der Betrachter gerade am wichtigsten findet – mehrere Antworten sind also möglich. Jeder kann sich dann ein, max. zwei Bilder aussuchen und malt dazu eine (selbst erlebte) Geschichte, in der diese Gefühle eine Rolle spielten. Anschließend erläutert jeder sein Bild. Die Frage an die Gruppe lautet dann jeweils: Wer hat solch eine Geschichte mit solch einem Gefühl auch schon erlebt?

Anschließend werden Gefühle geraten: Jeweils drei Jungen gehen zusammen und überlegen sich ein Gefühl. Die Jungen-Gefühlsbilder können als Anregung dienen. Dann stellen sie ihr Gefühl zu dritt ohne Worte durch eine Körperhaltung oder ein Gruppenbild dar. Die anderen raten es. (Das kann auch als Wettbewerb inszeniert werden).

Die Darstellung der Jungen kann fotografiert werden, die Fotos können dann zu der Wandzeitung geklebt und das ganze im Gruppenraum aufgehängt werden.

Variante: Jeweils ein Junge stellt ein Gefühl dar, die anderen müssen es ohne Worte nachahmen, bis der einzelne mit der Darstellung seines Gefühls durch die anderen zufrieden ist. Dann darf er als „Künstler“ ein Photo von „seiner Skulptur“ machen.

Mögliche Ergänzung: Verliebte Jungs –Galerie. Immer zwei Jungen gehen zusammen. Von einer großen Papierrolle (mindestens 1 Meter breit) werden immer so lange Stücke abgeschnitten, daß sich jeweils ein Junge ganz darauf legen kann. Der andere malt mit einem Stift seinen Körperumriß auf das Blatt. Wenn alle Jungen so ihren Körperumriß haben, malen sie ihn anschließend aus. Geben Sie dann als Aufgabe, zu versuchen, beim Ausmalen bestimmte Gefühle darzustellen, z.B.: Wie fühlt sich welches Körperteil an, wenn ich verliebt, fröhlich, traurig usw. bin?

Vielleicht inszenieren Sie einen gemeinsamen Besuch der Ausstellung „Verliebte Jungs“: Dazu werden alle Bilder wie in einer Galerie an die Wand gehängt. Die Jungegruppe geht von Bild zu Bild. Zunächst darf das „Publikum“ immer sagen, welche Gefühle es auf dem Bild sieht oder vermutet. Anschließend darf der „Künstler“ eine Stellungnahme abgeben, er muß aber nicht.

Wichtig im dekonstruktivistischen Sinne ist für die Inszenierung, daß alle ihr eigenes Gefühl erwähnen bzw. erforschen, ohne daß in diesem Zusammenhang Hinweise auf „Jungen“ o.ä. erfolgen. Anschließend kann z.B. gefragt werden, wie viele Gefühle es wohl gibt, drei oder dreißig oder dreißig Milliarden. Letzteres ist die „richtige“ Antwort, weil es Milliarden Menschen mit unendlich vielen Gefühlen gibt.

Jungenarbeiter als Methode

Da Jungen den Jungenarbeiter oft als männliches Vorbild nehmen (sie sind ja auch in der Regel auf der Suche nach ihrer richtigen Inszenierung von Männlichkeit), kommt dem Modellcharakter von Jungenarbeitern eine besondere Bedeutung zu.

Dabei stellt sich für den Jungenarbeiter die Frage, wieweit er dem „Bedürfnis“ nach geschlechtlicher Eindeutigkeit nachkommt.

Der Jungenarbeiter ist ja schließlich **erstens** davon abhängig, daß der Junge eine Beziehungsebene mit ihm eingeht und muß oft aufpassen, daß er sich z.B. nicht allzu deutlich als schwul inszeniert. **Zweitens** steckt hinter dem „Bedürfnis“ nach Eindeutigkeit eine Art von Bedürftigkeit, die der Jungenarbeiter als Helfer gerne aufnimmt. **Drittens** ist der Jungenarbeiter selber nicht frei von dem Wiederholungszwang sich als Mann (wenn vielleicht auch als besserer) zu inszenieren.

Deshalb ist die Gefahr einer eindeutigen Männlichkeitsinszenierung strukturell gegeben.

Vorschlag

Bei Nachfragen differenzierte Antworten geben (jeder Mensch antwortet auf seine ganz bestimmte Weise; nicht mit „sein“ antworten).

Mut des Jungenarbeiters, aus der Rolle zu fallen, unvorhergesehen zu reagieren.

Persönliche Auseinandersetzung des Jungenarbeiters mit eigener Homophobie und bzw. oder als Schwuler „geoutet“ und bezeichnet zu werden deutlich machen.

4. Abschließend stellen wir folgende Fragen zur Abstimmung

Stellen Sie sich vor, Sie würden Anträge zur geschlechtsspezifischen Arbeit mit Jungen und Mädchen bewilligen und müssten sich für einen der drei folgenden Anträge entscheiden:

- a) Bewilligung eines Jungenprojektes, weil 80% aller Straftaten und Gewaltdelikte von jungen Männern begangen werden.
- b) Bewilligung eines Jungenprojektes, weil Jungen aufgrund ihrer geschlechtsspezifischen Sozialisation zum Jungen erstens emotionale Defizite haben, die zweitens zu Gewalt gegen Mädchen führen.
- c) Bewilligung eines Jungenprojektes, weil wir Jungen in ihrer männlichen Identitätsfindung verunsichern und ihnen zeigen wollen, diese Verunsicherung als Chance zu begreifen.

Was ist für Bildungsarbeit zu Geschlechterthemen nötig:

- a) phasenweise Trennung von Mädchen und Jungen?
- b) fürs Projekt dauerhafte Trennung von Mädchen und Jungen?
- c) gar keine Trennung von Mädchen und Jungen?

Muß für die geschlechtsspezifische Bildungsarbeit die pädagogische Leitung in Männer und Frauen aufgeteilt werden?

- a) ja
- b) nein
- c) hängt von der pädagogischen Leitung ab

5. Zum Schluß einige Thesen

Dekonstruktivistische Theorie hilft aufzuzeigen, daß jede Formulierung von „alternativen“ Leitbildern für die Geschlechterbeziehungen notwendig in neuen Sackgassen enden muß, solange die Eingebundenheit jeder Strategie in den mächtigen Diskurs der Heteronormativität nicht reflektiert wird.

Beispielhaft bleibt jede Formulierung einer noch so alternativ gemeinten „männlichen Identität“ darin gefangen, daß die damit verbundenen Ein- und Ausschlüsse zwangsläufig mit hierarchischen Abwertungen vermeintlich „weiblicher Identitäten“ verbunden bleiben werden.

Damit wird Veränderungsmöglichkeit nicht abgeschrieben. Es mag „kein richtiges Leben im falschen“ und damit auch keine „positive männliche Identität“ im heteronormativen Patriarchat geben, aber vielleicht gibt es so etwas wie das „falsche Zitat“ der kulturellen Akte, ihre ironische Wiederholung am „falschen Ort“, die zur Aufrechterhaltung der Macht des Diskurses (und der damit verbundenen Institutionen) immer wider aufs neue getätigt werden müssen.

Damit ist auch eins der gängigen Vorurteile gegenüber dekonstruktivistischer Theorie entkräftet: Es bleibt weiterhin dabei, daß Subjekte an Orten und gesellschaftlichen Institutionen handlungsmächtig sind und demnach handeln müssen. Sie sind es nur nicht „autonom“ aus „sich“ oder der Erkenntnis einer „guten Identität“ heraus. Deshalb müssen sich Identitäten, ob „Frau“, „schwul“, „lesbisch“ oder „Mann“ als immer schon vorhandener Effekt des uralten Systems von Ein- und Ausschluß und damit von Hierarchie und Gewalt begreifen. Sich entlang solcher Identitäten zu organisieren kann zwar in bestimmten historischen Phasen persönliche Erleichterung und politische Dynamik entfalten, eignet sich jedoch nicht als Zielvorstellung theoretische Konzepte.

In der Jungenarbeit entspricht dieser paradoxen Situation, daß eine Gruppe zunächst phasenweise nach heteronormativen Kriterien in „Mädchen“ und „Jungen“ getrennt wird. Durch die in der Jungengruppe jedoch stattfindende Thematisierung der vielfältigen Formen, Entságungen und Chancen von „Männlichkeiten“ wird der Charakter von „Männlichkeit als Existenzweise“ jedoch vielleicht vermittelbar und damit „Männlichkeit“ verschoben in Richtung Irrelevanz für persönliches und gesellschaftliches Glück.

Jens Krabel und Sebastian Schädler, Politikwissenschaftler, Mitarbeiter am Modellprojekt „Konfliktbewältigung zwischen Mädchen und Jungen“ an Berliner Grundschulen. Gründer von Pat-Ex, Verein zur patriarchatskritischen Bildungsarbeit.

Anschließende Diskussion

(Moderiert und wiedergegeben von Willi Walter)

Eine erste Frage war die nach der Authentizität von Jungenarbeitern: Ist es nicht wichtig, authentisch zu sein? Was heißt das in bezug auf die von Jungen immer wieder gestellte Frage, ob der Jungenarbeiter schwul ist? Die Referenten antworteten, daß eine mögliche Umgehensweise die sei, die Frage nicht sofort zu beantworten, sondern ein Gespräch oder einen längeren Reflexionsprozeß zu dieser Frage zu beginnen. Man kann einerseits den Jungen sagen, daß das in der Tat ein spannendes Thema sei, kann aber auch rückfragen, welche Implikationen sich damit verbinden. Die Chancen, die sich aus dem Interesse der Jungen an dieser Frage ergeben, wären verschenkt, wenn man durch eine kurze, eindeutige Antwort die gängigen Kategorien reproduziert.

Ein Verständnis von Authentizität wäre, die Vielfalt der Möglichkeiten, sich zu inszenieren, nicht zu vereindeutigen, sondern bewußt offenzulegen.

Ein weiterer Diskussionsstrang bezog sich auf das Dilemma, einerseits eine Beziehung zu den Jungen aufbauen zu müssen, um mit ihnen arbeiten zu können, und andererseits dem Ziel, nicht den (vielleicht bei Jungen vorhandenen) Bedürfnissen nach Präsentation eines eindeutigen männlichen Verhaltensmusters völlig entgegenzukommen. Jens Krabel sagte dazu, daß seiner Erfahrung nach der Beziehungsaufbau mit den Jungen gar nicht so schwierig ist. Wer sich mit Jungen beschäftigt und ihnen Aufmerksamkeit zukommen läßt, bekommt in der Regel auch deren Aufmerksamkeit.

Ein kritischer Beitrag stellte in Frage, ob nicht auch eine Aufweichung von Geschlechtergrenzen und eine Integration von positiven Eigenschaften in die Identität von Jungen ein guter und vielleicht produktiverer Ansatz wäre. Ist es nicht ein sinnvollerer erster Schritt, bei Jugendlichen zwar binäre und hierarchische Geschlechterrollen in Frage zu stellen, sie aber trotzdem in einer stabilen Selbstverortung als Jungs oder Mädchen zu belassen und nicht grundsätzlich zu hinterfragen?

Kritisch wurden Methoden hinterfragt, die darauf abzielen, traditionelle Männlichkeitsinszenierungen bei Jungen lächerlich zu machen. Die sei eine Haltung, welche den „Notbewältigungsmaßnahmen“ von Jungen nicht gerecht werde. Dysfunktionales Verhalten habe in der Regel einen lebensbewältigenden Sinn. Dieses Verhalten durch „Lächerlichmachen“ verändern zu wollen sei dem Jungen bzw. dem Mann in Not gegenüber feindselig und daher kein akzeptabler und produktiver Ansatz. Vielmehr sollte die dahinterliegende Not offengelegt und gefragt werden, was in welcher Situation eine bessere, funktionalere Alternativen wären.

Einige Teilnehmer hatten Schwierigkeiten, den besonderen Unterschied des dargestellten „nicht-identitären“ Ansatzes zu den „herkömmlichen“ Praktiken von Jungenarbeit zu sehen, oder sagten, daß die vorgetragene Kritik dieser Praktiken viele gar nicht treffe, das es auch ihnen nicht um die Herstellung einer „männlichen Kernidentität“ geht, welche auf Abgrenzung beruht.

Die Referenten antworteten darauf, daß es ihnen nicht darum gehe, die anderen Ansätze praktischer Jungenarbeit schlecht zu machen. In der realen Arbeit gebe es häufig nur kleine – aber eben doch entscheidende – Unterschiede. Und es gehe vor allem auch um die Definition von Leitbildern und Zielvorstellungen – vor allem auch, wenn diese in Richtlinien für Institutionen oder in Gesetzestexte formuliert werden. Hier sollte man auf das Konzept einer männlichen Identität bewußt verzichten. Verwiesen wurde auch auf Bedeutung von Bezeichnungen bzw. Sprache. Durch Verwendung bestimmter Begriffe im Diskurs werden Kategorien verfestigt. Es macht, wie im Methodenbeispiel „Vorurteilswettbewerb“ deutlich gemacht, einen Unterschied, ob man sagt: „Jungen sind...“ oder ob man sagt „Jungen können...“. Wenn man den Jungen sagt: „Ihr habt eine Jungenidentität“ hören sie „Ihr seid anders als...“ Das führt zu Abgrenzung von... Es zeige sich immer

wieder, daß Definitionsversuche von „männlicher Identität“ entweder zu Leerstellen oder zu traditionell binären Geschlechtskonzepten führen.

In Frage gestellt wurden auch die Reichweite bzw. die Erfolgchancen von Jungenarbeit angesichts der erdrückend vielen anderen Sozialisationsinstanzen, welche Jungen andere Modelle und Inszenierungen von Männlichkeiten nahe legen oder ihnen gar abverlangen. Daher muß Jungenarbeit von anderen Maßnahmen begleitet werden. Genannt wurden beispielsweise: Gender-Trainings mit den Lehrerinnen und Lehrern, Veränderung der „Hidden Curricula“ in Lehrbüchern etc. Allerdings, so entgegneten andere, ist dies keine Argument gegen Jungenarbeit.

An einer späteren Stelle der Diskussion wurde auch betont, daß es auch notwendig sei, Männer stärker in der Erziehung und vor allem auch in Kindertagesstätten zu finden. Dazu wurde angemerkt, daß dies nicht nur für Jungen, sondern auch für Mädchen wichtig sei, da auch für Mädchen männliche Vorbilder für positives Sozialverhalten von Bedeutung sind. Allerdings sei es in diesem Zusammenhang auch wichtig, die sozialen Verhältnisse mit zu berücksichtigen. So ist beispielsweise die Bezahlung im Bereich der Kindertagesstätten, wie auch in anderen vorwiegend von Frauen ausgeübten Berufen, vergleichsweise schlecht. Wolle man Männer hier stärker involvieren, müsse sich dieses Mißverhältnis ändern. Insofern sei es verkürzt zu denken, man könne etwas pädagogisch ändern, ohne auch ökonomisch etwas zu verändern.

Dazu wurde ergänzt, daß nicht nur die Bezahlung, sondern vor allem die Anerkennung und die Bewertung des Berufs gerade im Hinblick auf die Geschlechtsidentität von Bedeutung für die Berufsentscheidung von Männern sei.

Als auffällig wurde bemerkt, daß das Thema „Schwul-Sein“ eine so durchgehende und wichtige Rolle in der Jungenarbeit zu spielen scheint. Dies sei erklärungsbedürftig. Eine Ursache wurde in der schwierigen Identitätsentwicklung von Jungen gesehen. Die Identität von Jungen ist – nicht nur auf Grund der Ermangelung positiver gleichgeschlechtlicher Identifikationsmöglichkeiten – häufig negativ, d.h. durch Abgrenzung konstruiert. Junge zu sein heißt daher häufig, „nicht Mädchen, nicht weiblich und: nicht schwul sein“.

Aus der Perspektive der Erfahrung der Arbeit in Kindertagesstätten wurde das Dilemma beschrieben, einerseits keine traditionelle Rollenverhalten stärken zu wollen, andererseits verlange aber die fehlende Präsenz von Männern in diesem Bereich danach, Jungen Orientierung zu geben. Gerade die Verunsicherung der Jungen in ihrer Rolle und das Fehlen von konkreten Vorbildern führe zu einer Überbetonung der vermeintlich männlichen Verhaltensweisen, welche häufig gewaltförmigen Charakter tragen. Wenn konkrete Männer fehlen, sind es häufig die „Supermänner“ in den Medien, die zur Orientierung herangezogen werden und welche häufig Modell für Gewalt sind. Hingegen könnten Jungen, welche selbstsicher und selbstbewußt sind, eher andere, pro-soziale (und traditionell als weiblich bezeichnete) Verhaltensweisen in ihre Identität integrieren. Daher ist es schwierig, einfach zu sagen, man wolle Identität abbauen oder gar nicht erst entstehen lassen.

Als „Gegenthese“ wurde vertreten, daß gerade die Vermittlung einer – selbst alternativen, „positiven“ – homogenen männlichen Identität gewalttätig ist und zu Ab- und Ausgrenzung führt. Man könne auch Unsicherheit als Chance verstehen. Auch der Pädagoge sollte seine eigenen Unsicherheiten und Uneindeutigkeiten zeigen. Man könne Identität als stabile Handlungsfähigkeit verstehen und vermitteln, ohne dafür das Konzept einer männlichen Identität zu reproduzieren.

Einem Teilnehmer war es wichtig zu betonen, daß Jungenarbeit nicht nur aus dem Motiv der Gewaltprävention begründet und umgesetzt werden dürfe. Vielmehr müsse man das Bedürfnis und das Recht von Jungen zu einer besseren Entfaltung beachten.

Abschließend wurde von einem der Referenten noch einmal die entscheidende Frage aufgegriffen, welche während der Diskussion immer wieder als zentral angesehen wurde: Inwieweit ist es sinnvoll, Jungen zu verunsichern? Gerade angesichts des Wissens, daß sie auf der Suche nach Eindeu-

tigkeit sind. Er faßte noch einmal sein Position zusammen: daß es nicht wünschenswert sei, Jungen in dieser Eindeutigkeit zu bestärken – vor allem dann nicht, wenn man das Wort „männlich“ davor setzt. Daher wurde für eine produktive Uneindeutigkeit plädiert. Trotzdem bleibt zu klären, wie weit man dabei in der jeweiligen Situation geht und wo wann welche Grenzen gegeben sind.

Gerhard Hafner

KANN EIN DEKONSTRUKTIVER ANSATZ ZUM ABBAU VON MÄNNERGEWALT BEITRAGEN?

Männlich oder weiblich ist die erste Unterscheidung, die Sie machen, wenn Sie mit einem anderen menschlichen Wesen zusammentreffen, und Sie sind gewöhnt, diese Unterscheidung mit unbedenklicher Sicherheit zu machen.
Sigmund Freud

Beginnen möchte ich mit einem Beispiel: Frau Schulze (Name geändert) ruft in meiner Beratungsstelle an und möchte von mir eine Männergewaltberatung erhalten. Sie hatte schon mehrmals ihre Partnerin mißhandelt, und da sie sich bei einem Vortrag, den ich gehalten hatte, mit den Mechanismen von Männergewalt, wie ich sie bei Männern geschildert hatte, identifizieren konnte, wollte sie einen Berater aufsuchen, einen Männerberater.

„Gibt es Männer-Gewalt von Frauen gegen Frauen?“, dachte ich verblüfft. Wie reagiere ich als Berater, der Beratungen von Mann zu Mann, von männlichem Berater zum männlichen Klienten anbietet, auf die gewalttätige Frau Schulze? Führt sie womöglich eine traditionelle Partnerschaft: Sie als maskuliner Part – ihre Freundin als femininer Part? Dann könnte es ja Sinn machen, daß ich „Männer-Beratung“ mit ihr machen würde. Genauer wäre es jedoch, wenn ich es Männlichkeits-Beratung nennen würde. Hatte nicht eine Frau (Judith Halberstam) ein interessantes Buch über Female Masculinity geschrieben, also weibliche Männlichkeit?

Verunsichert war ich dennoch, denn lesbische Beziehungen sind nun wirklich kein Abklatsch einer Heterobeziehung. Spannend fand ich das Ansinnen von Frau Schulze, aber ich fragte sie auch, ob sie denn sicher sei, bei mir richtig zu sein, schließlich gebe es ja in Berlin kompetente Lesbenberatungen, auch in bezug auf Gewalt. Nein, sie fand die Männerberatung bei mir genau richtig. Ich machte also einen Termin mit ihr aus. Am vereinbarten Termin war jedoch alles wieder ganz easy mit ihrer Partnerin; man kennt das ja genauso von den Männern, und der Termin fiel ins Wasser. Schade fand ich das. Ich war aber auch erleichtert, denn war das nicht zu viel Dekonstruktivismus, zu viel Verwirrung der Geschlechter?

Zum Thema Dekonstruktivismus möchte ich eine etwas andere Perspektive als die von Judith Butler z.B. einbringen, eine Perspektive, die das Zwei-Geschlechter-System zwar ebenfalls kritisiert und dekonstruiert, jedoch nicht auf der Ebene der Diskurse, sondern auf der Ebene des Handelns.

Angeregt wurde ich, als ich bei der „soziologischen Reise durch den Geschlechtskörper“, *Sexy Bodies*, der Soziologin Paula-Irene Villa mitreiste. An drei verschiedenen Stationen der Konstruktion und der Dekonstruktion des geschlechtlichen Körpers hielt sie an, mit jeweils anders gewendeten Fragen zum Thema: Was tun wir, um das Geschlecht zu sein?

Die erste Station hieß: „Was tun wir, um das Geschlecht zu sein: Geschlecht und Handeln“. Diese Reisestation handelt von der konstruktivistischen Mikrosoziologie der Geschlechter. Ich werde darauf näher eingehen.

Die zweite Station hieß: „Was sagen wir, um das Geschlecht zu sein: Geschlecht und Diskurs“. Dazu lesen Sie ruhig den ausführlichen Beitrag über Judith Butler von Andrea Roedig.

Die dritte Station hieß: „Was spüren wir, um das Geschlecht zu sein: Geschlechtskörper und leibliches Empfinden.“ An dieser Station trifft man Gesa Lindemann, die sich ausgehend vom transsexuellen Leib der Verdrängung des Leibes annimmt.

Ich finde die Synthese, die Paula-Irene Villa aus den verschiedenen Theorien macht, sehr spannend, weil sie die Butlersche Fokussierung auf Sprache (generell auf Texte) aufhebt und den Leib zur Sprache bringt. Der Handlungsaspekt soll stärker zur Geltung kommen, und somit auch der handfeste soziale und politische Charakter der Konstruktion des Geschlechts.

Das Unbehagen an Butler liegt, denke ich, darin, daß es eine eher philosophische Theorie darstellt, die ihre Stärke darin hat, kulturelle Phänomene und Texte zu analysieren, jedoch beispielsweise in der Psychologie nicht so recht greift, weil es hier ums Handeln geht. Gewalt als Diskurs oder Text zu sehen ist nicht so recht fruchtbar. Gewalt ist handgreifliches Handeln. Und Gewalt hat Auswirkungen auf das körperliche Empfinden.

Doing Gender heißt das Paradigma: Wir alle produzieren unser Mannsein bzw. Frausein und stellen es alltäglich her. In Männergruppen, auch in der Männerberatung, wird qua Setting Gender konstituiert. Doing heißt Handeln, aktives Handeln. Das Men only etwa einer Männergruppe setzt voraus, daß es jedem und jeder offensichtlich ist, wer hier Mann ist, und was es bedeutet, ein Mann zu sein.

Doing Gender. Was tun wir, um ein bestimmtes Geschlecht darzustellen? Das fängt beim gegenseitigen Erkennen an. Wir zeigen also nicht unsere primären Geschlechtsmerkmale vor oder sagen: „Guten Tag, ich bin ein Mann, und was sind Sie?“ Nur beim Baby darf ich fragen: „Was ist es denn, Mädchen oder Junge?“ Um das zu umgehen, hat man die blauen und rosa Strampler erfunden. Niemandem wird in die Hose oder untern Rock geguckt; wir glauben dem Augenschein und tun so, als wüßten wir in jedem Fall, wie man einen Mann oder eine Frau erkennt.

Die mikrosoziologische Perspektive beschäftigt sich mit der Interaktion. Im Gegensatz zur Perspektive der Diskurse à la Butler ist dieses die sozialkonstruktivistische Perspektive, doch beide kommen zu durchaus ähnlichen Ergebnissen. Butler wie schon die Soziologinnen Suzanne J. Kessler und Wendy McKenna in ihrer bahnbrechenden Studie *Gender – An Ethnomethodological Approach* aus dem Jahre 1978 arbeiten die Relevanz von Deutungsmustern für die Wahrnehmung der Körper heraus. Alle konstruktivistischen Ansätze beschreiben die Genealogien des Geschlechts und des Geschlechtskörpers. Sowohl Butler als auch die beiden Ethnomethodologinnen zeigen, daß das vermeintlich natürliche Geschlecht sozial produziert wird. Die Konstruktivistische Mikrosoziologie der Geschlechter ist allerdings handlungszentriert: Die Person stellt die Zweigeschlechtlichkeit nicht nur dar, sondern bringt sie im Handeln hervor. Das Alltagsleben macht Frauen und Männer.

Carol Hagemann-White war eine der wenigen Frauenforscherinnen, die im deutschsprachigen Raum bereits Mitte der achtziger Jahre auf die kulturelle Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit hinwies. Ansonsten herrschte, wie Regine Gildemeister und Angelika Wetterer in *Wie Geschlechter gemacht werden – Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung* in der Frauenforschung hinwiesen, eine spezifische „Rezeptionssperre“ in der deutschsprachigen feministischen Sozialwissenschaft gegen Fragen nach der sozialen Konstruktion der Geschlechterdifferenz.

Das Glaubenssystem der Zweigeschlechtlichkeit, das der alltäglichen, sozialen Wahrnehmung zugrunde liegt, beschrieben Kessler und McKenna folgendermaßen:

- (1) Es gibt zwei und nur zwei Geschlechter: Frauen und Männer.
- (2) Das Geschlecht eines Menschen ist unveränderlich: Wenn du eine Frau bist, dann warst du immer eine Frau, und du wirst immer eine Frau sein. Analog gilt dies für den Mann.
- (3) Genitalien sind die wesentlichen Zeichen des Geschlechts: Eine Frau ist eine Person mit einer Vagina; ein Mann ist eine Person mit einem Penis.
- (4) Alle Ausnahmen zu den zwei und nur zwei Geschlechtern sind nicht ernstzunehmen: Sie sind Witze, pa-thologisch etc.
- (5) Es gibt keine Übergänge von einem Geschlecht zum anderen. Ausnahme: Maskeraden.
- (6) Jede Person muß als Mitglied des einen oder des anderen Geschlechts klassifiziert werden: Es gibt keine Fälle, in denen kein Geschlecht zugeordnet wird.
- (7) Die Dichotomie männlich/weiblich ist natürlich.
- (8) Die Mitgliedschaft zum einen oder dem anderen Geschlecht ist natürlich.

Der zweigeschlechtliche Erkennungsdienst arbeitet blitzschnell auf der Grundlage dieser Paradigmen und gewichtet im Unterbewußten die Merkmale: Von der äußeren Erscheinung (Kleidung, Habitus) wird auf das phantasierte, darunter liegende Geschlecht geschlossen. Kessler und McKenna machten ein Versuch mit einem Kind, dem sie eine Figur in Anzug und Krawatte zeigten, worauf das Kind feststellte: „It's a man, because he has a pee-pee“. Zusammen mit dem weiblichen bzw. männlichen Namen symbolisiert die äußere Erscheinung das „kulturelle Genital“ (Harold Garfinkel).

Das wahre, eindeutige Geschlecht ist trotz allem Genderbending die Norm, obwohl sich die Erkenntnis durchgesetzt hat, „daß weder im psychologischen noch im biologischen Sinne eine reine Männlichkeit oder Weiblichkeit gefunden wird“, wie schon Freud 1905 erkannte. „Jede Einzelperson weist vielmehr eine Vermengung ihres biologischen Geschlechtscharakters mit biologischen Zügen des anderen Geschlechts und eine Vereinigung von Aktivität und Passivität auf, sowohl insofern diese psychischen Charakterzüge von den biologischen abhängen als auch insoweit sie unabhängig von ihnen sind.“

Die Geschlechterdifferenz und die soziale Ungleichheit sind miteinander aufs Engste verwoben. Die Darstellung der Geschlechterdifferenz verweist auf die Geschlechterverhältnisse. Ohne geschlechtliche Differenzierung könnte es keine geschlechtliche Diskriminierung geben.

Ist es möglich, sich als männlich zu definieren ohne den geschlechtsspezifischen Anspruch auf Dominanz? Muß mann nicht konsequenterweise Männlichkeit per se in Frage stellen, wenn mann die männliche Dominanz beenden will? Zwar wäre grundsätzlich denkbar, daß es eine geschlechtliche Differenz gibt, die keine Diskriminierung transportiert. Doch dies bleibt Utopie. Welche Funktion hätte noch die Erscheinung der Geschlechter, wenn sie keine Hierarchie mehr beinhalten würde? Während Gleichberechtigung und soziale Gleichstellung anerkannte gesellschaftliche Ziele darstellen, bleibt Gleichheit, auch und gerade in der äußeren Erscheinung, ein Tabu.

Die Trennung der zwei Geschlechter bildet die Basis für Hierarchie und für Ausgrenzung. Ich gebe Ihnen ein kleines Beispiel von Abgrenzung, die geradewegs zur Gewalt führt: Die lakonisch beschriebene Fallgeschichte einer Mutter mit einem halbwüchsigen Sohn findet man in Robert Bly's Bestseller Eisenhans:

„Sie war die alleinerziehende Mutter eines Sohnes und zweier Töchter, und den Mädchen ging es gut, dem Jungen dagegen nicht. Mit vierzehn zog er zu seinem Vater. Dort blieb er aber nur ungefähr einen Monat, dann kam er zurück. Bei seiner Rückkehr wurde der Mutter klar, daß die drei Frauen im Haus für den Sohn ein erdrückendes Übergewicht an weiblicher Energie darstellten, aber was konnte sie tun? Es vergingen ein bis zwei Wochen. Eines Abends sagte sie zu ihrem Sohn: 'John, das Abendessen ist fertig.' Sie berührte ihn am Arm, und er explodierte, und sie flog gegen die Wand...“

Der Aufbau einer nicht-weiblichen Identität – ist dies gleichzusetzen mit der männlichen Identität? – führt beim Jungen zur Gewalt. Wie ein Naturgesetz beschreibt es Robert Bly: Wie plus und minus in der Physik, so besteht der Kosmos aus männlicher und weiblicher Energie. Verständnis bringt Bly für den Gewaltausbruch des Jungen auf: „Natürlich ist der traditionelle Initiationsbruch vorzuziehen, denn er macht Gewalt überflüssig.“ Die abgegrenzte männliche Identität hat oberste Priorität; ihre Gefährdung rechtfertigt Gewalt.

Psychologisch gesehen hat die gesellschaftliche Erwartung, sich abzugrenzen, beim Jungen und beim Mann harte Konsequenzen. Das Aufrichten von Grenzen mit den entsprechenden harten Sanktionen, wenn man sich effeminiert und als Schwächling zeigt, erzeugt Spannung und Anstrengung und kann, wenn man sensibel genug ist, als gewalttätig empfunden werden. Alles, was nicht männlich sein darf, muß als Weiblichkeit abgespalten werden. Als Projektionen von Schwäche, von Gefahr erscheint das Verdrängte bei der Frau, die als Weibchen, als Hexe, als Hure erscheinen mag – wie auch immer, jedenfalls hat sie die ganz Andere zu sein. Die Frau darf nicht so sein wie der Mann; ein Mannweib ist das Schlimmste!

Ich frage, ob es Parallelen in der Entwicklung der Theorien über Männlichkeiten gibt. Stellen in Deutschland etwa türkische Männer oder Arbeiter die bewegten Männer in Frage, die Männerszene, die sich manchmal als „Männerbewegung“ hochstilisiert und sich vorwiegend aus Psychologen, Soziologen, Theologen, Pädagogen etc. rekrutiert? Diese sehr kleine Gruppe tendiert dahin, die neue Männlichkeit zu definieren. Mittelschichtsbias nennt man das.

Bin ich qua Position als Psychologe dazu ausersehen, Männer aus anderen Schichten und Kulturen in Richtung einer bestimmten Männlichkeit zu beeinflussen – vielleicht sogar zu „kolonisieren“? Während die Vielstimmigkeit der veränderungsbewegten, reflektierten Frauen Alltag ist und sich in differenten feministischen Theorien niederschlägt, ist von einer analogen Vielfalt männlicher Perspektiven außerhalb einer (keineswegs radikalen) Minderheit nichts zu sehen. Postmoderne Gendervielfalt findet bei dieser Männerszene kaum statt.

Ob der psychosozialen Arbeit nicht grundsätzlich Grenzen gesetzt sind, ist eine weitere Fragestellung. Ich denke, die postmoderne Diskussion hat ihre Stärken in anderen Bereichen. Durch die ästhetische Veränderung der Männlichkeit, männlicher Texte und Texturen in der Literatur, beim Malen, in der kreativen Gestaltung können Veränderungsprozesse in Gang kommen. Die künstlerische Darstellung sich verändernder Männlichkeiten in den Neuen Medien, den Bilderwelten der Werbung und der Mode sind oft radikaler als das, was ein Psychologe in seiner Arbeit umsetzen kann.

Doch postmoderne Performanzen auf den verschiedenen Bühnen, die eben nicht die Welt – soll heißen: die Welt des Geldes – bedeuten, bleiben in der Welt des Spektakels. Die Gelegenheiten, mit Fummeln zu spielen, haben zwar zugenommen, doch diese Talkshowmentalität ist meist schein tolerant. Den Fummel oder expressive, alternative Männlichkeiten in die Berufswelt zu tra-

gen, hätte nach wie vor fatale Folgen. Auch hier habe ich den Verdacht, das sich Mittelschichtsmänner mehr erlauben können als andere. Medien, Werbung – das, was man die Kulturarbeit nennt, ist ein Metier eines bestimmten Milieus und hat eine größere Affinität zum Spiel mit den Zeichen, auch mit den – postmodern gedacht – Zeichen der Geschlechter.

Gerhard Hafner, Diplom-Psychologe, Beratung für Männer und Väter, insbesondere bei Gewaltproblemen. Seit den 1970er Jahren engagiert bei Männerprojekten, Männerzeitschriften etc. Mitgründer von Mannege e.V. und Mannsarde gegen Männergewalt e.V.

Bibliographie

- Becker-Schmidt, Regina: Einheit – Zweiheit – Vielheit. Identitätslogische Implikationen in feministischen Emanzipationskonzepten. In: Zeitschrift für Frauenforschung, hg. v. Forschungsinstitut Frau und Gesellschaft. Bielefeld: Kleine. 14. Jg., Heft 1+2, 1996, S. 5-18
- Bly, Robert: Eisenhans. Ein Buch über Männer. München 1991
- Brod, Harry: To Be a Man, or Not to Be a Man – That Is the Feminist Question. In: Tom Digby (Ed.): Men Doing Feminism. New York, London: Routledge 1998, S. 197-212
- Forster, Edgar J. und Tillner, Georg: Wie Männlichkeit und Fremdenfeindlichkeit zusammengehen. In: Widersprüche – Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, Schwerpunktthema „Multioptionale Männlichkeiten?“, 18. Jg., Heft 67, 1998, S. 79-89
- Foucault, Michel: Das wahre Geschlecht. In: Barbin, Herculine und Foucault, Michel: Über Hermaphroditismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998, S. 7-18
- Freud, Sigmund: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (1905). In: Studienausgabe, Bd. V, Sexualleben. Frankfurt am Main: S. Fischer 1972
- Garfinkel, Harold: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice Hall 1967
- Gildemeister, Regine und Wetterer, Angelika: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli Knapp und Wetterer, Angelika (Hg.): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg: Kore 1992, S. 201-254
- Hafner, Gerhard: Männerbüros. In: Brandes, Holger und Bullinger, Herrmann (Hg.): Handbuch Männerarbeit. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union 1996, S. 446-454
- Hafner, Gerhard: Psychosoziale und kommunale Interventionen gegen häusliche Männergewalt. In: Günther Deegener (Hg.): Sexuelle und körperliche Gewalt. Therapie jugendlicher und erwachsener Täter. Weinheim: Beltz Psychologie VerlagsUnion 1999, S. 308-339
- Hagemann-White, Carol: Thesen zur kulturellen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit. In: Schaeffer-Hegel, Barbara und Wartmann, Brigitte (Hg.): Mythos Frau. Projektionen und Inszenierungen im Patriarchat. Berlin: publica 1984, S. 137-139
- Halberstam, Judith: Female Masculinity. Durham, London: Duke University Press 1998
- Hatty, Suzanne E.: Masculinities, Violence, and Culture. Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage 2000
- Kessler, Suzanne J. und McKenna, Wendy: Gender. An Ethnomethodological Approach. New York: John Wiley 1978
- Landweer, Hilge: Generativität und Geschlecht. Ein blinder Fleck in der sex/gender-Debatte. In: Koch, Gertrud (Hg.): Auge und Affekt. Wahrnehmung und Interaktion. Frankfurt am Main: Fischer 1995, S. 93-119
- Lindemann, Gesa: Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt am Main: Fischer 1993
- Meuser, Michael und Lautmann, Rüdiger: „Menschen und Frauen“: Die Geschlechtslosigkeit des Mannes in der Moderne. In: Gisela Völger (Hg.): Sie und Er. Frauenmacht und Männerherrschaft im Kulturvergleich, Band 2. Rautenstrauch-Joest-Museum für Völkerkunde Köln 1997, S. 253-258
- Meuser, Michael: Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Opladen: Leske + Budrich 1998

- Petersen, Alan: Unmasking the Masculine. 'Men' and 'Identity' in a Sceptical Age. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage 1998
- Rüter, Christian: Der konstruierte Leib und die Leibhaftigkeit der Körper. Die Relevanz des Körpers für eine Männer-Erforschung. In: BauSteineMänner (Hg.): Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie. Berlin, Hamburg: Argument 1996, S. 76-107
- Villa, Paula-Irene: Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Opladen: Leske + Budrich 2000
- Walter, Willi: Gender, Geschlecht und Männerforschung. In: von Braun, Christina und Stephan, Inge (Hg.): Gender-Studien. Eine Einführung. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 2000, S. 97-115

Anschließende Diskussion

(Notiert von Peter Godbersen)

Da die Diskussion zu so einem breit angelegten Thema nicht zu abschließenden Resultaten führen konnte, entstanden neue Fragen, die nur ansatzweise beantwortet werden konnten. Auch bleibt die Übertragung des dekonstruktivistischen Ansatzes auf die Praxis überwiegend ungeklärt. Allerdings wurde geäußert, daß konstruktivistische bzw. dekonstruktivistische Theorien nicht für alle Praxis-situationen sinnvoll angewendet werden können und keinesfalls andere Ansätze sinnlos machen. Sie seien eher Theorien, an die die / der jeweils Agierende ihre / seine Position und Herangehensweise an die Gewalt- und Geschlechterfrage überprüfen könne.

Des weiteren wurde geäußert zu:

Männlichkeit und Gewalt

Wenn Männlichkeit in westlichen Gesellschaften traditionell über Gewaltbereitschaft definiert wird, lassen sich Gewalthandlungen nur über die Dekonstruktion von Männlichkeit vermeiden. Wenn dagegen eine Veränderbarkeit der Attribute von Männlichkeit für denk- und machbar gehalten wird, könnte über diese eine Reduzierung des Gewaltpotentials erreicht werden. Ist Gewalt jedoch darüber hinaus in die Strukturen unserer Gesellschaft eingebunden, dann reicht nicht die Beschäftigung mit der Geschlechterfrage, dann muß die Gesellschaft selber in den Blick genommen werden. Des weiteren wurde vertreten: Die Verknüpfung von Männern und Gewalt führe in die Irre.

Zwangsheterosexualität und Gewalt

Da bereits die Zurichtung von Kindern zur Heterosexualität Gewalt beinhaltet, könne allein eine Ausweitung der Geschlechterzahl auf 3, 4, 5, unzählige gleichwertige Geschlechterformen (der Queer-Ansatz) die Gewaltverhältnisse abbauen.

Dominanzverhalten und Machtbedürfnis von Männern

Zum einen sei Dominanzverhalten bei beiden Geschlechtern (plus allen weiteren Variationen von Geschlechtsverhältnissen) vorzufinden und deshalb auch bei beiden Geschlechtern zum Thema zu machen. Zum anderen seien bei Männern Kontroll- und Machtbedürfnis nur oberflächlich betrachtet konstituierend für ihr Mannsein, da diese Bedürfnisse ihrerseits eine Reaktion auf Ohnmachtsgefühle gegenüber Frauen, in der Kindheit gegenüber Müttern, seien.

Es gelte, das Dominanzverhalten, nicht die Männer, zu bekämpfen.

Vergleich Männer-/Frauenbewegung

In der Frauenbewegung sei die Diskussion ungleich breiter und konträrer, weil die Vielfalt der Einflüsse über die Genderfrage hinaus wie z.B. Hautfarbe, Rassen- und Schichtzugehörigkeit bzw. reich/arm als gleich bedeutsam, z.T. sogar als gewichtiger für die Situation der Frauen erachtet wird. Die Männerbewegung, wenn sie überhaupt als eine solche bezeichnet werden könne, sei im Vergleich mit der Frauenbewegung mittelschichtlastiger, überwiegend von sozialen Berufen getragen, deren Mitglieder außerdem nicht selten ihr Engagement mit dem Broterwerb verbinden.

Opfersituation von Männern

Bei dem Ausdruck „Opfer“ würde zunächst und häufig ausschließlich an Frauen gedacht. Entgegenlautende Ergebnisse in Untersuchungen würden einfach nicht oder nicht ausreichend zur Kenntnis genommen. Tatsache sei, daß sich Männergewalt primär und in großem Umfang gegen Jungen oder Männer richtet. D.h. also auch, daß die Angehörigen des männlichen Geschlechts zahlenmäßig weitaus häufiger als Mädchen bzw. Frauen Gewalt zu erleiden haben und zu den Opfern gezählt werden müssen.

Des weiteren ist zu berücksichtigen, daß nachgewiesenermaßen Gewalt auch in weiteren partnerschaftlichen „Geschlechterkombinationen“, bei Schwulen, Lesben, Transsexuellen usw., vorkommt, also der Bezug zwischen Männlichkeit und Gewalt nochmal relativiert werden muß.

Beratung bzw. Therapie von Gewalttätern

Grob gesehen, sei bei der Anti-Gewalt-Beratung mit unterschiedlichem Klientel zu rechnen: Zum einen kommen Männer als Selbstmelder, häufig in einer Trennungssituation oder auf Grund des Drucks ihrer (Ex-)Partnerin, manchmal durch Schuldgefühle getrieben. Dazu gehören auch eher der Mittelschicht zugehörige Männer, interessiert an persönlichem Wachstum und an der Bearbeitung von Auslösern für Gewalt. Zum anderen werden Männer, gehäuft aus der „Unterschicht“ stammend, über Gerichte, Staatsanwaltschaften oder Ämter zur Behandlung geschickt, mit Auflagen, die sie zu erfüllen haben, zunächst mit der engen Motivation, eine Bestrafung zu vermeiden. Das lerntheoretisch rigide Ziel und methodisch festgelegte Vorgehen des Gewaltabbaus hat absoluten Vorrang. Eine Veränderung der Männlichkeitsbilder steht zwar im halbjährigen „Sozialen Trainingskurs“ auf dem Programm, es wäre allerdings utopisch, daß dies zu einer Auflösung der Rollenfestlegung führt – dies wäre eher ein Glücksfall.

Eingeständnis von Gewaltanwendung

In Männergruppen würden viele Männer immer wieder steif und fest behaupten, sie würden einer Frau gegenüber niemals Gewalt anwenden und wenn, dann sei das eine ausgesprochene Ausnahme. Dieser Aussage sei nicht zu glauben, weil sich immer wieder die Ausnahme als die Regel herausstellt.

Gernot Krieger & Dag Schölper

ERKENNTNISINTERESSE UND KONSTRUKTION VON ERKENNTNIS BEZIEHUNGSWEISE DEKONSTRUKTION VON DOGMEN

Bericht und Auswertung des gleichnamigen Workshops

Einleitung

In der Nachbereitung dieses Workshops teilten wir den Eindruck, daß dabei vieles geschehen ist, was Thema und Anliegen des Workshops war, jedoch nicht gemeinsam reflektiert oder auch nur kommentiert wurde. Wir haben uns daher entschlossen, zumindest unser beider Gedanken zum Geschehen nachzureichen, um damit den Workshop seinem eigentlichen Sinn und Ziel näher zu bringen.

Wir haben dazu Auszüge aus dem Tonbandprotokoll zum Teil wörtlich wiedergegeben, zum Teil sinngemäß zusammengefaßt, vor allem bei Redebeiträgen vom Anbieter des Workshops, Gernot Krieger (G.K.). Ebenso haben wir einige Zwischenüberschriften zum Inhalt der Diskussion eingefügt und diese kenntlich gemacht. Unsere Gedanken haben wir an den entsprechenden Stellen geschildert und zur besseren Übersicht numeriert, manche auch betitelt. [...]

Wir sind inzwischen davon überzeugt, daß der Theorie-Praxis-Transfer, wie alle Kommunikation, zuallererst darunter leidet, daß wechselseitig Übereinstimmung über die Bedeutung von Worten vorausgesetzt wird, wo keine besteht. Daher haben wir die Fachbegriffe, die uns auffielen, zu erklären versucht, auch die, bei denen wir es für wahrscheinlich hielten, daß sie allen Lesern bekannt sind.

Auswertung

Unsere Auswertung läßt sich in mehrere theoretische und praktische Hinweise für den Transfer zwischen Theorie und Praxis zusammenfassen:

- Das Bewußtsein um die Vieldeutigkeit von Begriffen und darüber hinaus um die unterschiedliche Verwendung in den unterschiedlichen Disziplinen müssen durch ständiges Nachfragen wach gehalten werden.
- Beiträge müssen so kurz wie möglich sein und dabei ausführlich genug für alle, die mitdenken sollen.
- Die Beteiligten müssen einander zuhören und dürfen nicht ruhen, bis alles verstanden wurde, wie lang dies auch dauern mag.
- Begriffe müssen bis zur Brauchbarkeit für alle Beteiligten differenziert werden.
- Begriffe, die sich nicht zur Verständigung eignen, müssen ersetzt werden.
- Es ist zu unterscheiden zwischen Theorien, die direkt für die Praxis anwendbar sind, und solchen, die eher das Denken beeinflussen sollen.

Wir gehen im übrigen davon aus, daß das Zustandekommen von partnerschaftlicher Kommunikation und die Arbeit an ihrer Verbesserung eine beiderseitige Aufgabe ist. Praktisch und wissenschaftlich Tätige können und müssen ihr Teil dazu tun.

Ziel

G.K.: Ich will keinen weiteren Vortrag halten, es geht mir vielmehr darum, tatsächlich zu schauen, inwiefern unter den anwesenden Theorie- und Praxisfachfrauen und -männern die Übertragung aus der Theoriebildung in die Praxis und zurück funktioniert. Eine vernünftige Praxis muß theoriegeleitet sein, und eine vernünftige Theorie hat einen Bezug und eine Verbindung zur Praxis. Und daß es da Übersetzungsprobleme gibt, ist uns allen bekannt.

Rückblick und Selbstkritik

Dies war das Ziel. Der Weg zu diesem Ziel, der etwas später vorgeschlagen wurde, hätte eventuell gleich hier genannt werden sollen. Ich hielt es jedoch für angezeigt, einige Thesen zur Rolle von Wissenschaft und zum Verhältnis von Wissenschaft und Praxis vorzuschicken.

Funktion und Wirkungsbereich von Wissenschaft

G.K.: Theoriebildung beziehungsweise Wissenschaft ist nicht nur von dem Interesse nach Erkenntnis geleitet, sondern auch von dem Interesse, politisch wirksam sein zu können und Behauptungen aufzustellen. Diese können als „strategischer Essentialismus“¹ für bestimmte Zwecke benutzt werden und sollen nicht unbedingt eine Wahrheit darstellen, sondern behauptete Wahrheiten konterkarieren oder Gegenbehauptungen aufstellen. Und ich denke, es ist ganz wichtig: Einerseits ist die Gewinnung von Erkenntnis, wenn man es genau betrachtet, eher die Auflösung von Gewissheiten, von scheinbaren Wahrheiten, als die Herstellung neuer Gewißheiten. Wissenschaft löst alltagstheoretische, alltägliche Irrtümer auf und ersetzt sie durch neue Ungewißheiten, die produktiv sein sollen. Und das andere ist: daß durch das Behauptungsinteresse von Wissenschaft Normen und Werte hergestellt, verändert oder auch abgeschafft werden sollen. Das sind Aufgaben der Wissenschaft.

Ein Problem für die Praxis ist, daß man der Wissenschaft unterstellt, sie wolle objektive Kriterien bereitstellen. Innerhalb der Alma Mater ist völlig klar: Das geht nicht, das wollen wir auch gar nicht. Aber unter den praktisch Tätigen, die inzwischen fern von der akademischen Welt sind oder nie tieferen Einblick hatten, ist dieses Mißverständnis verbreitet: daß das, was man liest, irgendwelche Wahrheitscharaktere hätte. Es ist ganz wichtig zu wissen, daß dem nicht so ist.

Anforderungen praktisch Tätiger an Theorie und Empirie

G.K.: Dann gibt es diese Übersetzungsschwierigkeiten zur Praxis. Als praktisch Tätiger interessiert mich an der Theoriebildung vor allem, daß ich Beurteilungskriterien erhalte, also Grundlagen von Entscheidungen und Entscheidungskriterien. Diese zwei Begriffe stehen sich relativ nah, unterscheiden sich aber dennoch: Um Entscheidungen treffen zu können, braucht man Handlungsmöglichkeiten, z.B. Interventionsmethoden (die wiederum auf Theorien basieren). Um seine Handlungsmöglichkeiten einzusetzen, braucht man Beurteilungskriterien, also Diagnostik. Das ist das Hauptinteresse der praktisch Tätigen an der Theorie.

Die Transferphänomene, die Übertragungseinflüsse zeigen sich zum Beispiel in Vorträgen, in denen mehr Latein oder sonstige Fachsprache verwendet wird, als „normale“ praktisch Tätige verstehen können.

¹ Im Sinne der Übernahme einer Argumentationsweise, um deren innere Widersprüche deutlich zu machen.

Wortgebrauch

Hierfür war der Vortragende ein Beispiel. Worte wie „konterkarieren“ statt „etwas entgegensetzen“, „Alma Mater“ statt „Universität“, „handlungsermächtigend“ statt „brauchbar“ usw. sind möglicherweise für wissenschaftlich Tätige so alltäglich, daß sie nicht frei reden könnten, wenn sie ständig „übersetzen“ müßten. Praktisch Tätige jedoch, in deren Fach Kommunikation zu den wichtigsten Fähigkeiten zählt, sollten das vermeiden können.

Hypothesen zu Kommunikation und Psychologie des Transfers

G.K.: Was in der Praxis im alltagstheoretischen Diskurs landet, sind oft Schlagworte, die mit irgendwelchen Rettungsphantasien oder auch mit Angstvorstellungen verknüpft sind. Zum Beispiel: Was bleibt denn übrig, wenn das Geschlecht abgeschafft ist? Wen soll ich danach noch lieben? Wer soll ich danach noch sein? Oder Entlastendes, wenn z.B. jemand mit seiner Geschlechtszuschreibung nie zufrieden war und, angesichts des lebenslangen Leidens daran, von der Idee der Aufhebung des Geschlechtsbegriffs so begeistert ist, daß versucht wird, diese Idee im praktischen Alltag umsetzen zu wollen.

Wir haben es hier mit einem Thema zu tun, das die eigene Identität, die Existenz berührt und gelegentlich sogar in Frage stellt, mit einer zutiefst persönlichen Thematik, so daß es fast nicht möglich ist, auch nur zu erkennen, wobei und wie man selbst beteiligt ist. Man muß jedoch, so denke ich, immer einbeziehen, daß man beteiligt sein könnte.² Das macht es schwer für Leute, die in der Praxis an sehr dramatischen Problembereichen arbeiten und dringend nach Unterstützung suchen, oder aber auch für Leute, die in ihrer persönlichen Auseinandersetzung das, was von der Wissenschaft kommt, für sich selbst zu nutzen versuchen.

Schweigen muß nicht Zustimmung bedeuten

Den Thesen, die ich aufstellte, wurde nicht widersprochen – anscheinend akzeptierten die Anwesenden sie. Vielleicht war man auch überrascht über die Einleitung, die entgegen der Ankündigung eben nichts anderes als ein Vortrag war. Vielleicht waren manche auch bereits genügend mit Anregungen zum Nachdenken versorgt oder aus anderen Gründen nicht mehr so aufnahmefähig wie am ersten Tag. Wie auch immer: Der Vortragende, sich seines Widerspruchs zur Ankündigung nicht bewußt, war etwas verwundert über die anscheinende Zustimmung und zugleich erleichtert, da er so hoffen konnte, bald zum Kern der Sache zu kommen.

Praktisches Vorgehen: Der Weg zum Ziel

G.K.: Das, denke ich, sind die zwei Pole, die wir jetzt besprechen sollten, und eines wurde wohl deutlich: Es gilt, einen handlungsermächtigenden Gewaltbegriff zu finden. Mein Vorschlag ist, den exemplarisch gemeinsam zu erarbeiten und anhand der Schwierigkeiten, die dabei auftauchen, Erkenntnisse zu erlangen, wie dieser Transfer verbessert werden kann.

Gewaltbegriff – ein Vorschlag

G.K.: Als Anregung etwas frei nach Max Weber, der einen sehr weiten Begriff hat und den ich deshalb für tauglich halte, um verschiedene Konstellationen darauf hin zu untersuchen, ob sie als gewalthaltig zu betrachten sind oder nicht:

„Gewalt ist die Durchsetzung eigener Interessen bzw. des eigenen Willens ohne Rücksicht auf die Perspektive oder die Ansprüche anderer.“

² Keineswegs nur für die Verhaltenswissenschaften, sondern für wissenschaftlich Tätige ganz allgemein dürfte Devereux' Werk „Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften“ als Beitrag zur Erkenntnistheorie sehr interessant sein.

TN: Das ist die Machtdefinition!³

G.K.: Nein, Macht ist etwas anderes! Macht ist die Möglichkeit, das zu tun! Gewalt ist hier als Macht-Mißbrauch definiert. Die Macht-Definition stammt auch von Max Weber. Die beiden sind sich in den Worten sehr ähnlich. Gewalt ist danach Macht-Mißbrauch und Macht ist eine Möglichkeit zu handeln, die man anderen voraus hat. Das ist nicht der Weisheit letzter Schluß, sondern eine mögliche Diskussion, ob wir diesen Begriff verwenden wollen, um in der Zeit, die uns verbleibt, gesprächsfähig zu sein.

Bedeutung und Differenzierung

Es ging darum aufzuzeigen, daß Macht und Gewalt nicht gleichbedeutend sind, auch wenn sie bisweilen weitgehend ähnliches bezeichnen.

Wir diskutierten in der Nachbearbeitung lange über den Zusammenhang von Macht und Gewalt. Gernot unterstrich, daß Gewalt immer schon Macht voraussetze. Das erschien mir nicht einsichtig. Ich begriff Gewalt vielmehr als eigenständige Tat, die auch für sich stehen könne und nicht zwingend mit Macht verknüpft sein müsse. Im Gespräch wurde nach und nach deutlich, daß wir sowohl von unterschiedlichen Macht- als auch Gewaltverständnissen ausgingen. Gernot verstand Gewalt im Sinne von Machtmißbrauch. D.h. daß Gewalt immer schon Macht voraussetzt. Gernot meinte, diese Macht könne verstanden werden, als die Chance gewaltsam zu sein. Demnach wäre Gewalt nur ein Ausdruck bzw. der Gebrauch von Macht, illegitime Gewalt wäre ein Ausdruck von mißbrauchter Macht.

TN: Zu eingengt auf eine individualistische Perspektive. Strukturelle Gewalt wird dadurch nicht abgedeckt.

G.K.: Dies ist eher eine Definition persönlicher Gewalt, strukturelle Gewalt muß jedoch mitgedacht werden. Wenn es um strukturelle Gewalt gehen soll, müßten wir eine andere Definition suchen.

Genauigkeit und Muße

Hier habe ich einen Fehler gemacht: Entgegen meiner Überzeugung, daß die Webersche Definition dazu verhelfen kann, sich sowohl über individuelle als auch über strukturelle Gewalt zu verständigen, habe ich dies nicht vertreten. Diese Ungenauigkeit habe ich in Kauf genommen, weil ich fürchtete, die Auseinandersetzung darüber könnte viele der Anwesenden ermüden. Darüber hinaus entsprach es meinem pädagogisch-praktischen Interesse, mich hier auf individuelle Gewalt zu konzentrieren. Mit hoher Wahrscheinlichkeit führt aber der Versuch, Anstrengung zu vermeiden, in der Kommunikation zu Mißverständnissen, die meist anstrengender sind als die Mühe, möglichst genau zu sein.

³ „Macht bedeutet die Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht.“ Max Weber (1956): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der Verstehenden Soziologie, Tübingen: Mohr, S. 28

Begriffsklärung und Definition

Es schleicht sich ein möglicherweise fataler Wortgebrauch ein: Definition. Darunter wird allgemein eine endgültig abschließende Erklärung verstanden, während es doch hier lediglich um eine Begriffsbestimmung, eine Vereinbarung gehen sollte, was für die Zeit der Diskussion mit dem Begriff „Gewalt“ gemeint ist und was nicht.

Es ist interessant, wie die Webersche Gewalt-Definition sich in der Diskussion so weit verschiebt, daß sie als „individualistische Perspektive“ begriffen wird. Webers Verständnis der Gewaltsamkeit als Mittel zur Macht ist gerade in der Politikwissenschaft eine der grundlegenden Definitionen der sog. institutionellen Gewalt. Für Weber ist die einzige legitime Gewalt eben jene, die allein dem Staate zukommt. Die Legitimität beruht auf der Monopolstellung des Staates auf physische Gewaltsamkeit.⁴ Einzig der Staat schafft den Rechtsrahmen, innerhalb dessen legitime Gewaltsamkeit entsteht. Und nur der Staat vollzieht solch legitime Gewalt. Weber ist damit von individueller Gewalt sehr weit entfernt.

Wichtig erscheint uns an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß Weber in diesem Zusammenhang unter Gewalt ausschließlich physische Gewalt, bis hin zu Krieg, meint. Den Zwang, der ausgeübt wird, um den Willen durchzusetzen, begreift Weber nicht als Gewalt.

Wir begreifen Gewalt jedoch weiter. Abgeleitet von der Weberschen Definition begreifen wir jedwede Tat zur Durchsetzung von Willen gegen Widerstand als Gewalt. Wichtig ist aber, daß es in diesem Zusammenhang notwendig wird, legitime und illegitime Gewalt zu unterscheiden.

TN: Ich glaube, daß man persönliche und strukturelle Gewalt nicht trennen kann.

G.K.: Wenn man es nicht zumindest hypothetisch versucht, kommt man, glaube ich, nicht sehr weit. Der Arbeitsvorgang, sie quasi zu zerlegen und verschiedene Aspekte zu untersuchen, ist meines Erachtens unverzichtbar. Mitdenken muß man strukturelle Gewalt in jedem Falle.

Genauigkeit

Allgemein wird unter struktureller Gewalt verstanden, was der Friedensforscher Galtung⁵ beschrieb als „jene Beschädigungen von Menschen an Leib und Seele, die Konsequenz bestimmter Verhältnisse bzw. Strukturen sind“. Folglich lassen sich personelle und strukturelle Ebene durchaus getrennt voneinander betrachten, obwohl sie in Wechselwirkung stehen und strukturelle Gewalt ohne Personen nicht denkbar ist, ebenso wie eine Vorstellung von personeller Gewalt ohne Strukturen seltsam anmutet.

G.K.: Ist es konsensfähig, strukturelle Gewalt als Abwesenheit von Rücksicht auf die Ansprüche, Bedürfnisse, Perspektiven, Interessen von Menschen zu bezeichnen?

TN: „Eigene“ streichen, also Durchsetzung von Interessen. Dann hat man die strukturelle Ebene zumindest potentiell mit drin.

G.K.: Gewalt ist die Durchsetzung von Interessen bzw. Willen ohne Rücksicht auf die Perspektive oder die Ansprüche anderer.

TN: Dekonstruktivistisch gedacht zerfällt natürlich nicht nur das Eigene sondern auch das Andere. Und ich glaube da haben schon Horkheimer und Adorno was geschrieben, daß schon in der [gesellschaftlichen, D.S.] Konstituierung des Subjekts, wie es sich historisch herausgebildet hat, immer schon etwas in

⁴ vgl. Max Weber (1997): Politik als Beruf, Stuttgart: Reclam, 6-7

⁵ Zitiert nach: Dieter Nohlen (Hg.) (2001): Kleines Lexikon der Politik, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 167-168

der eigenen Person als Herrschaft sich notwendigerweise konstituieren muß. Und das wurde feministisch weitergedacht, daß in der historischen Herausbildung des Subjekts in der bürgerlichen Gesellschaft, die Herrschaft in der Person und damit auch die Gewalt gegenüber den unterdrückten Eigenschaften oder dem unterdrückten Potential [liegt, D.S.]. Das moderne Subjekt ist dadurch gekennzeichnet, daß es in der eigenen Person die Gewalt gegen sich selber aufrecht erhält. Da zerfällt die interpersonale Geschichte. Das ist klassisches Denken: Es gibt das Individuum, die Person, die sind identitär, die sind fest begreifbar, und es gibt die ihnen äußerliche Gewalt. Dieses Verständnis ist passé in der Diskussion der 90er.

Horkheimer

Max Horkheimer schrieb in seinem Aufsatz „Traditionelle und kritische Theorie“, daß das bürgerliche bzw. „traditionelle Subjekt“⁶ der Gesellschaft alles zu akzeptieren bereit ist, solange das Gros der eigenen Überlebensbedürfnisse befriedigt werden kann. Damit einhergehen kann auch die Verinnerlichung struktureller Gewalt sowohl gegen sich als auch gegen andere. Wenn also die Gesellschaft, in der man lebt, einem ein sicheres Leben gewährt unter der Prämisse, daß man heterosexuell ist, dann wird eben für den Erhalt dieses Lebens die Unterdrückung aller anderen sexuellen Neigungen und Praktiken nicht nur billigend in Kauf genommen, sondern verinnerlicht und somit letztlich tradiert. An diesem Beispiel läßt sich gut verdeutlichen, daß sich diese Unterdrückung gegen andere, aber auch gegen sich selbst gerichtet sein kann. Sie kann als Gewalt bezeichnet werden oder aber als Zwang.

An anderer Stelle betont Horkheimer, daß das „gesellschaftliche Ganze“ aus von den Menschen selbst errichteten Systemen bestünde. Menschen schaffen sich selbst ihre Gesellschaft. Nichts Äußeres, kein Gott oder dergleichen, sie seien dafür verantwortlich. Nicht als Individuum, aber in der Gemeinschaft, an der auch sie teilhaben.

So kurz wie möglich und dabei ausführlich genug für alle, die mitdenken sollen:

Eine Schwierigkeit für Fachfremde: Wer die entsprechenden Stellen von Horkheimer, Adorno etc. nicht im Gedächtnis hat oder nachschlagen kann, weiß nicht, wovon die Rede ist.

Es ist a) unerlässlich, sich kurz zu fassen, und es ist b) unmöglich, die jeweiligen Gedankengebäude in Gänze vorzustellen bzw. alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf den gleichen Wissensstand zu bringen.

Kürze ist also notwendig. Kürzel hingegen, Platzhalter-Begriffe wie Namen oder Denkrichtungen, dienen der Verständigung nur dann, wenn die angesprochenen Inhalte gemeinsames Gut sind. Wenn es also möglich ist, eine Essenz der angesprochenen Platzhalter-Begriffe mit Bezug auf die aktuelle Diskussion mitzuteilen, dann können diese Inhalte aufgenommen werden. Wenn dies in der verfügbaren Zeit nicht möglich ist, können diese Kürzel nicht der Verständigung dienen, sondern allenfalls als Hinweise auf weiterführende Literatur. Zugleich ist es den Beitragenden oft gar nicht gegenwärtig, was sie als bekannt oder selbstverständlich voraussetzen dürfen und was ihre besondere Fachlichkeit betrifft. Je vertrauter man mit philosophisch und anderweitig geistig Schaf-

⁶ Traditionell, heißt sinngemäß, daß sich der Mensch seiner eigenen Bedingtheit durch Kultur und Geschichte nicht bewußt ist. Darüber hinaus empfindert er sich als unabänderlich in die ihn umgebende sogenannte Realität eingebunden. Verdeutlichen läßt sich dies vielleicht, wenn man sich jemanden vorstellt, der/die von früh bis spät in der Firma arbeitet, abends noch den Haushalt erledigt und morgens zunächst das Frühstück zubereitet und hernach abwäscht, nur damit das ganze von vorne los geht. Die Möglichkeit die eigene Situation als von Menschen gemacht und veränderbar zu begreifen wird damit beinahe unmöglich.

fenden und deren Werk ist, desto schwieriger ist es, in Betracht zu ziehen, daß diese anderen unbekannt sein könnten.

TN: Mir ist die Zeit zu schade für diese Diskussion. Wir werden zwar alle nicht die selbe Vorstellung von Gewalt haben, aber wenn man einfach von Gewalt spricht, denke ich, kommen wir weiter, auch wenn wir nicht dasselbe Verständnis haben. Sonst läuft das darauf hinaus, daß wir uns lange darüber unterhalten und dann haben wir vielleicht gerade einen Begriff von Gewalt halbwegs definiert, mit dem zwei Drittel nicht zufrieden sind, aber nichts sagen, weil sie damit nicht weiterkommen. Und deshalb würde ich vorschlagen, das wir es beenden und einfach jeder mit seinem Gewaltbegriff leben kann.

Erinnerungen und Befürchtungen

Ein Vorschlag, dem möglicherweise ein persönliches Unwohlsein zugrunde liegt, Erinnerungen an end- und fruchtlose Diskussionen vielleicht. Diskussionen müssen jedoch nach unser beider Überzeugung genau dann end- und fruchtlos werden und letztlich scheitern, wenn nicht klar ist, was eigentlich gemeint ist mit dem, was gesagt wird.

Was uns spät einfiel, aber um so plausibler schien, war, daß Namen wie Horkheimer, Adorno und Foucault alleine schon Schreckreaktionen und Fluchtimpulse hervorrufen können: Nicht nur, weil sie vielen nicht vertraut sind, sondern auch, weil sie als schwer verständlich gelten und weil Runden, in denen diese Namen fallen, als abgehoben und wortlastig gefürchtet werden.

Resignation?

An dieser Stelle kommt zum Ausdruck, daß Theorie- und Praxismenschen Schwierigkeiten haben zusammenzukommen. Im Rückblick zeigt sich – und die Anlässe zu Anmerkungen und Erläuterungen verdeutlichen dies –, daß die Diskussion enorm voraussetzungsvoll war. Dieser Umstand könnte dazu geführt haben, daß diejenigen, die nicht alles auf Anhieb verstanden haben, zunächst zögerten und schließlich abschalteten. Das Zögern entstand vielleicht aus der Haltung heraus: Ich verstehe bis hierher nicht, worum es genau geht, mal sehen, vielleicht klärt sich das ja noch. Und das Abschalten folgte aus dem Eindruck, daß die Theoriemenschen keine Erklärungen liefern würden.

Moderation

Daraus ergibt sich m.E. die Notwendigkeit für die Veranstalter (und damit muß ich mir auch an die eigene Nase fassen), gegebenenfalls zu unterbrechen und nachzufragen, was gemeint ist. Etwa im Sinne von: „Worauf genau beziehst Du Dich von dem, was Horkheimer gesagt hat?“, oder „In welchem Sinne benutzt Du den Begriff ‚strukturelle Gewalt‘?“ ...

TN: Ich denke, daß es wichtig ist, sich darüber auseinanderzusetzen, weil je nachdem, welchen Theorieansatz man hat, man auch nur entsprechende Praxis entwickeln wird. Wer z.B. einen psychologischen Theorieansatz hat, wird hinterher Beziehungsgruppen und psychologische Arbeit machen, wer einen politisch-strukturellen Ansatz hat, wird hinterher politische Arbeit machen. Diese Ansätze können sich ergänzen. Es ist ein wunderbares Beispiel, anhand dieses Begriffes aufzeigen zu können, welche Erkenntnisinteressen hinter Theoriebildung stecken und wie praxisrelevant sie sind – oder nicht.

Einander zuhören und nicht ruhen, bis alles verstanden wurde, wie lang dies auch dauern mag!
Wir meinen, die verschiedenen Ansätze können nicht nur, sie müssen einander sogar ergänzen.
Wir meinen weiter, daß es auch an den Sprachbarrieren liegt, mit denen wir es die ganze Zeit zu tun haben, daß interdisziplinär weniger erreicht wird, als möglich ist.
Beim wiederholten Durchgehen fiel uns auf, daß geklärt geglaubte Verständigungsinhalte immer wieder als kontrovers auftauchten. Wir stießen auf Ungenauigkeiten, auf scheinbare Einigungen, auf resigniertes „Was soll's!“ Wir erinnerten uns und gestanden einander ein, daß wir beide – ein Politologe und ein Pädagoge – auch im Workshop so gehandelt hatten: Bei Beiträgen, die nicht unseren jeweiligen Bereich betrafen, hatten wir immer wieder abgeschaltet und auf Beiträge gewartet und gehofft, mit denen wir wieder etwas mehr anfangen konnten. Dies geschah entgegen unserer beider Interesse. Teils fragten wir nicht nach aus Sorge um die Zeit, teils schwiegen wir aus Höflichkeit, da wir ja jeden zu Wort kommen lassen wollten. Diese seltsame Scheu vor der Mühe des Verstehens dürfte nicht nur uns beide befallen haben, sondern auch einige andere Teilnehmende, so vermuten wir und sehen uns durch die Aufeinanderfolge mancher Beiträge darin bestärkt. Für einen interdisziplinären Austausch wäre es also sicher förderlich, genau hier Mut zuzusprechen und zum Nachfragen aufzufordern. Hinzu kommt, daß der erforderliche Zeitaufwand wesentlich größer sein dürfte, als bei fachlich näher stehenden Teilnehmenden. Allerdings: Die Gefahr, sich unbemerkt mißzuverstehen, wächst, je mehr man voraussetzen zu können glaubt, also auch unter fachlich näher Stehenden.

TN: Ich glaube nicht daran, daß es uns jetzt gelingt, den Gewaltbegriff zu bekommen. Durch diese Differenzierung, durch das, was bisher gesagt wurde, ist es ausreichend geklärt. Deswegen finde ich es sinnvoll, mit dem, was jeder sich jetzt denkt, zu arbeiten, weil es hier nicht darauf ankommt, daß wir unbedingt einen Gewaltbegriff haben – den werden wir eh weiterhin nicht haben.

„Wissen um Nicht-Wissen“

Das ist im ersten Teil richtig, aber es geht m.E. gerade darum, darauf hinzuweisen, daß Begriffe immer wieder verwendet werden, ohne daß man sich klar macht, daß hier unterschiedliche Verständnisse vorliegen. Dafür ist die vorliegende Diskussion ein gutes Beispiel.
Hier liegt vermutlich das Mißverständnis vor, das durch den Gebrauch des Wortes „Definition“ nahegelegt wurde.

G.K.: Nur um das zu klären: Ich will hier niemanden auf einen Gewaltbegriff festlegen, sondern einen Arbeitsbegriff finden, wo wir alle darüber einig sind: Genau das ist damit gemeint und anderes nicht.

Rückblick und Selbstkritik

Hier habe ich mit meinen Worten vermutlich erneut dazu beigetragen, daß die Suche nach dem Begriff von einigen für aussichtslos gehalten wurde. Wie später deutlich wurde, ist gerade eine Mehrzahl von Begriffen, eine Differenzierung erforderlich, um über eine so komplexe Sache Verständigung zu ermöglichen.

G.K.: Das halte ich für eine Voraussetzung, um reden zu können. [Nachträgliche Korrektur: ... um sich verständigen zu können. Reden kann man natürlich auch ohne Verständigung. G.K.] Aber vielleicht sind wir schon so weit, aus Sicht der meisten, daß wir das tun können.

Wahrnehmung und Erkenntnis

Die Diskussion über einen vieldeutigen Begriff ist sehr schwierig und anstrengend, weil das menschliche Bewußtsein dazu neigt, Inhalte auszublenden bzw. zu verzerren, die die bisherige Organisation und Orientierung in Frage stellen würden. Der Verlauf dieser Diskussion zeigt, wie dringend notwendig diese Debatten sind, damit das individuelle Verständnis von Begriffen nicht immerwährend Mißverständnisse verursacht, durch die Annahme, daß alle dasselbe Verständnis hätten. Im Nachhinein wird deutlich, daß nur wenig so eindeutig, klar und einfach war, wie es den Anschein hatte.

TN: Ich denke, dieser Gewaltbegriff ist so weit gefaßt, weil er nämlich alle Gewaltformen zum Tragen lassen kommen will, daß er genau das nicht erreicht, nämlich: Daß wir uns verstehen, wenn wir miteinander reden. Ich finde es interessant oder wichtig, daß wir alle von unterschiedlichen Gewaltbegriffen ausgehen. Wichtig ist, daß, wenn jemand etwas sagt, er in dem Moment nicht mit dem anderen Gewaltbegriff erschlagen wird. Das ist, glaube ich, die ganze Zeit immer ein bißchen passiert, daß immer die Gewaltbegriffe gegeneinander gesetzt wurden. Ich glaube, das Problem ist nicht, daß wir Gewalt zu wenig definiert haben, sondern daß wir vielleicht uns gegenseitig die einzelnen Begriffe aus dem Spielfeld gekickt haben.

Angriff und Verteidigung

Dies ist eine interessante Bemerkung, die unterstreicht, daß im Gespräch nicht klar gesagt wird: Ich gehe davon aus, daß... und nun laß uns mal sehen, wie wir zusammen kommen. Man könnte vermuten, jedeR einzelne will ihren/seinen Ordnungsbegriff durchsetzen im Sinne von: (Definitions-) Macht ausüben.

Das „Kicken aus dem Spielfeld“ spielte sich vor allem so ab, daß auf Beiträge nicht eingegangen wurde, sondern neue, eigene Inhalte angeboten wurden. Das kann auch auf die weiter oben beschriebene Scheu vor der Mühe der Verständigung zurückzuführen sein. Mag auch sein, das beide Kräfte walteten.

G.K.: Vorschlag: Die Differenzierungen in Gewaltformen, -situationen, -konstellationen und -motivationen zu diskutieren.

Begriffe müssen bis zur Brauchbarkeit differenziert werden

Es ging darum, gemeinsam die jeweiligen Adjektive und näheren Beschreibungen zu finden, die aus dem Wort „Gewalt“ Begriffe machen, mit denen sich arbeiten läßt! Mir (G.K.) ist erst bei der Auswertung richtig deutlich geworden, wie wichtig es ist, auf diese Mehrzahl von Begriffen hinzuweisen. Ich nehme an, durch die mehrmalige Verwendung der Einzahl: „... einen Begriff ...“ habe ich sehr dazu beigetragen, daß dies so lange nicht klar wurde.

Begriffe, die sich nicht zur Verständigung eignen, müssen ersetzt werden

These: Der Begriff „Gewalt“ wird ähnlich wie „Macht“, zu dem eine verwirrende Nähe besteht, in unterschiedlichen Wissenschafts- und Praxisfeldern auch unterschiedlich benutzt. Der Hauptunterschied liegt vor allem zwischen den Menschen und Disziplinen, die das Zusammenwirken von Gesellschaften und Organisationen untersuchen, und denen, deren Interesse vor allem den inneren Vorgängen und den Interaktionen von Einzelpersonen gelten. Zudem tragen beide eine hohe emotionale Besetzung: Durch die Unterscheidung von legitimer und nicht-legitimer Macht und Gewalt haben sie politische, ethische und religiöse Bedeutung, z.B. durch die emotional hoch besetzte Frage, was im politischen Kampf erlaubt ist. Durch Begriffe wie „Macht der Elemente, Macht der Triebe“, „Macht des Schicksals“, „Naturgewalten“ scheinen Gewalt und Macht darüber hinaus unverzichtbare Bestandteile unserer äußeren Welt zu sein.

Dies alles kann auch weniger bewußte oder unbewußte Bereiche berühren und läßt es vermutlich kaum zu, diese beiden Wörter überhaupt frei von diesem Bedeutungshintergrund zu benutzen. Sie scheinen mir zu den vieldeutigsten Wörtern zu gehören und damit am wenigsten zu Verständigung geeignet zu sein.

Es wäre einen Versuch wert, Begriffe zu finden und Differenzierungen vorzunehmen, die den Wortteil „Gewalt“ überhaupt nicht enthalten dürften, um den Beitrag des Unbewußten der Beteiligten so gering wie möglich zu halten. [...]

Foucaults Machtbegriff

D.S.: Ich verstehe Michel Foucault dahingehend, daß für ihn Macht ein ewiges, unablässiges Ringen ist, das die (gesellschaftlichen) Kräfte immerwährend neu ordnet. Diese unbeständigen Ordnungen verdinglichen sich schließlich in den Institutionen des Staates, der Gesetzgebung oder in Wirtschaft, Medizin, Forschung usw. Durch diese Institutionen werden diese Ordnungen zu scheinbar unhinterfragbaren Wahrheiten. Diese Wahrheiten durchdringen jedes menschliche und gesamtgesellschaftliche Verhältnis. Somit wirken Wahrheiten ordnend, ohne die Möglichkeit, diese Wahrheiten als solche grundsätzlich zu hinterfragen. Es entsteht ein Zwang, sich diesen Wahrheiten zu unterwerfen, da es keine Alternative zu ihnen gibt.⁷

TN: ... Weil ich schon denke, daß es total wichtig ist für das Thema, und dann kann man den Bezug wieder herstellen zu Gender. Weil eben für mich Gender eine Struktur ist, die allein schon Gewalt ausübt, indem eben Vereindeutigungen immer wieder eingefordert werden. Das sind gewaltförmige Prozesse. Poststrukturalismus und diese postmoderne Debatte ist die Kritik an der spezifischen Struktur, die immer wieder Individuen, aber auch Institutionen und übergreifende Strukturen zur Produktion dieser Gewalt bringt. Wenn man einen ganz breiten Gewaltbegriff anwendet für dieses Thema, dann kommt man weiter. Und ich finde es wichtig, nicht auf der personellen Ebene zu verharren, man sollte durchaus politischer werden – im konventionellen Sinne politischer.

⁷ Michel Foucault (1986) [1977]: Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen, Frankfurt/M.: Suhrkamp

Resignation und Hoffnung

Diesen Beitrag habe ich damals nicht verstanden und verstehe ihn auch heute noch nicht. Ich hielt meinem Beitrag sozusagen dagegen, nicht, um zu widersprechen, sondern in der Hoffnung, am Gespräch teilnehmen zu können. Zugleich habe ich mich der dort üblichen Wortwahl anzupassen versucht, wohl ebenfalls in dieser Hoffnung.

G.K.: Gender ist in meinem Verständnis Ausdruck und gleichzeitig Produzent eines Gewaltverhältnisses, eine sich ständig performativ erhaltende Struktur. Es geht mir auch darum, die Allgegenwärtigkeit von Gewalt, vom Dominanzprinzip, vom agonalen Beziehungsprinzip zu thematisieren und darauf zu achten, daß wir nicht an den falschen Stellen in die Tiefe gehen und eine Genauigkeit zu erzielen versuchen, die trügerisch ist.

Wortgebrauch

Hier wieder einige Beispiele für die sprachlichen Barrieren, die ohne Verlust durch Brücken ersetzt werden könnten: 1. „...eine sich ständig performativ erhaltende Struktur“, 2. „Dominanzprinzip“ und 3. „agonales Beziehungsprinzip“. Wer sollte wissen, was genau ich damit meinte? Die Auflösung des Rätsels: 1. Eine Struktur, die durch ihre Beschaffenheit eine sich selbst gleichende Struktur immer wieder herstellt. 2. Das Streben nach Überlegenheit oder Unterlegenheit in Beziehungen. 3. Das beiderseitige Streben nach Überlegenheit.

Praktische Anwendungsbereiche

G.K.: Es geht um die Praxis, was bringt es für die bspw. Jungenarbeit? Wie gehen wir mit erwachsenen Männern um, die nicht klar kommen mit ihrer Geschlechtszugehörigkeit und den damit verbundenen Glaubenssätzen, Muß- und Darf-Ideen, die mit sich selbst und mit ihrer Umwelt ins Hadern geraten. Wie können politische Ideen und pädagogische Konzepte entwickelt werden? Neue Handlungsmöglichkeiten, Entscheidungskriterien, Beurteilungsmöglichkeiten, Risiken in der Rezeption? Wie kann man den Informationstransfer zwischen den Theorieentwicklern und den Praxis Ausübenden verbessern? Nun haben wir das „Pech“, das wir ausgesprochen theoriebeschlagnete praktisch Tätige hier haben, also ganz schlechte Beispiele dafür, worum es mir letztlich geht, aber vielleicht sind sie die Bindeglieder, die es braucht, um praktikable Handlungsmöglichkeiten zu vermitteln.

„Wissen um Nicht-Wissen“

Was mir erst später deutlich wurde: Gleichgültig, ob praktisch oder theoretisch tätig und noch so „beschlagnen“: Die unterschiedlichen Fachsprachen, Perspektiven und Denkgewohnheiten machen es erforderlich, immer wieder den gemeinsamen Gegenstand festzustellen, sowohl bezüglich der verwendeten Begriffe als auch der vermuteten Bezüge und Schlußfolgerungen.

TN: Ist Gender oder Geschlecht schon Gewalt? Oder gibt es auch Geschlecht ohne Gewalt, gewaltfreie geschlechtliche Verhältnisse innerhalb und zwischen den Geschlechtern? Das ist eine theoretische Frage, übersetzt auf die Praxis ist es für mich wichtig, inwieweit eine Geschlechtlichkeit offen oder rigide ist. Werde ich z.B. durch meine Männlichkeit festgenagelt oder kann ich spielerisch mit den Kategorien umgehen? In der Praxis kommt es auf die Geschlechterverhältnisse an, auch die zwischen Frauen oder zwischen Männern. In den Praxisbeispielen gab es einerseits eine theoretische Differenz, beide Ansätze je-

doch, hieß es, haben ähnliches Interesse, bezüglich der Praxis würde diese Differenz weniger relevant, was ich teilweise nicht richtig verstanden habe, da ich denke, wenn es eine [relevante G.K.] theoretische Differenz gibt, dann muß die auch ausgelebt werden. Vielleicht aber muß das genau so sein, daß man in der praktischen Anwendung nicht mehr so große Unterschiede findet. Unterscheidung zwischen Theorien, die direkt für die Praxis anwendbar sind, und solchen, die eher das Denken beeinflussen sollen. Eine bedeutende Frage: Welche Bedeutung haben Unterschiede in den Theorien, wenn in der praktischen Umsetzung verschiedener Theorien Unterschiede nicht bedeutsam sind? Haben wir es mit Meta-Theorien zu tun, die zur Überprüfung und Veränderung von Theorien entwickelt wurden und damit keine direkte Orientierung für Handeln oder Praxis beinhalten, oder mit Theorien, die zur Überprüfung und Veränderung von Praxis entwickelt wurden? Diese Unterscheidung wird – nicht nur von praktisch Tätigen – oft vernachlässigt, was zu Enttäuschungen und Zweifeln über den Nutzen mancher großartiger Gedanken führt, die eben nicht ohne weiteres das Handeln oder Beurteilen verbessern können, weil sie dafür nicht gedacht waren.

Unterscheidung zwischen Theorien, die direkt für die Praxis anwendbar sind, und solchen, die eher das Denken beeinflussen sollen

Welche Bedeutung haben Unterschiede in den Theorien, wenn in der praktischen Umsetzung verschiedener Theorien Unterschiede nicht bedeutsam sind? Haben wir es mit Meta-Theorien zu tun, die zur Überprüfung und Veränderung von Theorien entwickelt wurden und damit keine direkte Orientierung für Handeln oder Praxis beinhalten, oder mit Theorien, die zur Überprüfung und Veränderung von Praxis entwickelt wurden? Diese Unterscheidung wird – nicht nur von praktisch Tätigen – oft vernachlässigt, was zu Enttäuschungen und Zweifeln über den Nutzen mancher großartiger Gedanken führt, die eben nicht ohne weiteres das Handeln oder Beurteilen verbessern können, weil sie dafür nicht gedacht waren.

[...]

Begriffsbestimmung Identität

G.K.: Die Begriffsbestimmung von Identität ist erforderlich. Identität wird nicht nur aus sich selbst heraus geschaffen, sondern durch andere vorgegeben und erwartet.

TN: Zu meinem Identitätsbild gehört: Es wird keine gewaltfreie Identität geben. Es wird kein gewaltfreies Ich geben. Die Suche nach dem gewaltlosen Zustand ist meiner Meinung nach der Irrweg. Ich glaube nicht daran, daß es diesen gewaltlosen Zustand geben wird. Jede Beziehung zwischen zwei Personen, sobald ein Wir und das Andere sich konstituiert, beruht auf Machtbeziehungen, die vielleicht auch gar nicht so schlecht sind, die vielleicht auch interessant sind. Es geht vielleicht auch immer wieder darum, neue Machtformen für sich tatsächlich auch zu finden, den Kitzel darin zu spüren und sich davon abzugrenzen. Ich würde das eher als Weg sehen: Es gibt nicht den gewaltfreien Zustand, was mich interessiert, ist nicht die gewaltlose Gesellschaft, sondern die Gesellschaft ohne immer wieder strukturell in den gleichen Bahnen – z.B. Heterosexismus – ablaufenden Gewaltformen, den Zwang zur Performativität oder wie auch immer man das nennen will, also daß die Subjekte gezwungen sind, ihre Emotionen immer wieder in die gleichen Formen fließen zu lassen.

Vermischung und Verwechslung

Hier werden die Begriffe „Gewalt“ und „Macht“ gleichbedeutend verwendet. Wenn diese/r Teilnehmer/in sie bisher auch gleichbedeutend verstanden hat, dürfte ihm/ihr einiges sehr merkwürdig vorgekommen sein. Wie die/der TN einige der Anwesenden so mißverstehen konnte, als hofften

diese, die Welt gänzlich von Gewalt befreien zu können, ist aus dieser Verwechslung allerdings nicht erklärlich.

TN: Welche Form von gewalthaltiger Gesellschaft stellst Du dir als akzeptabel vor? Wenn man hin-
nimmt, daß es nur gewaltvolle Verhältnisse geben kann, dann muß man Position beziehen und sagen, wo
die Grenzen liegen, wie viel Gewalt aushaltbar ist, nicht den identitären Kern einer Person.

TN: Es geht nicht um das Niveau und die Quantität. Etwas pessimistisch: Gewalt und die damit verbun-
denen Schmerzen wird es immer geben. Die strukturellen Verfestigungen hingegen kann man abzuschaf-
fen versuchen.

Verengung und problematische Verknüpfung

Hier werden die Begriffe „Schmerz“ und „Gewalt“ so verwendet, daß es nahe liegt, das Vorkom-
men von Schmerzen ausschließlich auf Gewalt zurückzuführen.

Gewalt ist nicht gleich Macht ist nicht gleich Leid

G.K.: Wenn „Schmerz, Verletzung, Verlust“ und „Macht“ und „Gewalt“ nicht auseinander gehalten
werden, dann kann es zu solchen Aussagen, zu solchen Dialogen kommen. Wenn wir Gewalt als rück-
sichtslosen Umgang mit Macht und gleichgültiges Zufügen von Schmerzen begreifen, dann läßt sich
durchaus eine Gewalt vermeidende Gesellschaft bzw. Kultur vorstellen. Daß wir nicht ohne Verletzun-
gen, Verzicht und Verlust auskommen werden und daß es immer Machtungleichgewichte geben wird,
davon gehe ich allerdings aus. Es geht mir darum, Sorgfalt im Umgang mit diesen Dingen herzustellen
(also mit Macht als potentieller Gewalt und z.B. der Legitimation von Verletzungen).

TN: Identität wird meistens als etwas Statisches gesehen und verbunden mit der Frage: Was bin ich? Als
ob Identität etwas wäre, was es zu erlangen gibt, und wenn ich sie habe, dann ist gut, dann habe ich sie.
Wenn man Identität aber als etwas zu suchendes begreift, vielleicht mit der Frage „Was will ich?“, dann
ist das viel offener und etwas Prozeßhaftes, etwas Dynamisches, was es nie abgeschlossen gibt, sondern
daß etwas ist, was auch immer wieder neu konstruiert wird, genauso, wie ich Geschlecht permanent re-
konstruiere.

TN: Oder auch: Wie bin ich das geworden, was ich bin?

TN: Dann bist Du wieder statisch, Du bist etwas, und das ist dann etwas Festes.

TN: Identität ist ein dynamischer Fluß.

Eigenes Interesse erhöht die Bereitschaft

Wir sind dabei, gemeinsam „Identität“ zu differenzieren und damit immer mehr zu einem Begriff
zu entwickeln, mit dem es sich arbeiten ließe. Wir vermuten, daß hier bei genügend Teilnehme-
nden ein eigenes Interesse entstanden ist, sich über Identität zu verständigen. Sie haben erkannt, daß
es sich schwer reden läßt, wenn die verschiedenen Bedeutungen nicht klar ausgesprochen werden.
Vielleicht ist „Identität“ auch weniger schwerwiegend besetzt und kann generell etwas vager be-
nutzt werden, ohne daß dies bedrohlich erscheint.

TN: Vorschlag, so zu fragen: Wer oder was werde ich sein? Das bezieht die Zeitdimension mit ein.

G.K.: Identität ist zu jedem Zeitpunkt etwas Gewordenes, Geprägtes, nicht etwas Gegebenes. Die Frage
„Wie bin ich das geworden, was ich bin?“ ist eine Aufforderung, zur Selbstbetrachtung, zum Verfügen
über die Identität, sie nicht mehr als gegeben, sondern als geworden zu betrachten und damit Einfluß
darauf zu haben. Selbstbewußtheit in der Identitätsfrage zu unterstützen, das ist eine methodische Sache,
nicht konstituierend, aber ein sinnvoller Umgang damit.

TN: Mit dem Identitätsbegriff können wir auf die feministische Theorie zurückgreifen, ist da ja auch schon ausgiebig diskutiert worden. Julia Kristeva hat den Begriff von Identität im Prozeß geprägt. Jane Flacks hat ihren Begriff von multiplen Identitäten, die instabil sind, die sich auch ständig verändern, verschiedene Aspekte beinhalten. Identität ist immer gleichzeitig Differenz und Kontinuität. Und das meint sie damit: Man muß Differenz wahrnehmen, denn Identität ist immer ein Stück weit Abgrenzung. Gleichzeitig ist Identität immer Beziehung, immer Beziehung zu anderen, dadurch ergibt sich Identität und dadurch wandelt sie sich auch ständig.,,

G.K.: Identität konstituiert sich immer in Beziehung. Mein Bild vom Gegenüber bestimmt, welche Aspekte meiner Identität ich aktualisiere und welche nicht.

TN: Ist Identität zwangsläufig an Geschlechtsidentität gebunden?

G.K.: Die Geschlechtsidentität ist ein Anteil der Identität, der Wandlungen unterworfen ist.

[...]

Die Diskussion auf dem Workshop fand an dieser Stelle ihr Ende. Der Versuch einer Auswertung liegt hiermit vor. Diese Auswertung konnte allerdings nur gekürzt wiedergegeben werden. Die Langfassung kann per E-mail unter ahrens.kerstin@boell.de bestellt werden.

Gernot Krieger, Diplom-Pädagoge, Kommunikationstrainer und Familienmediator, ist Mitarbeiter bei Mannege – Information und Beratung für Männer e.V. in Berlin.

Dag Schölper ist Student der Politologie an der Freien Universität Berlin.

Bibliographie

Benhabib, Seyla u.a. (Hrsg.) (1993): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart, Frankfurt/M.: Suhrkamp

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt /M.: Suhrkamp

Butler, Judith (1993): Kontingente Grundlagen. Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘, in: Benhabib (1993): 31-58

Devereux, Georges (1992): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, Frankfurt/M.: Suhrkamp

Foucault, Michel (1986) [1977]: Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen, Frankfurt/M.: Suhrkamp

Horkheimer, Max (1970): Traditionelle und kritische Theorie. Vier Aufsätze, Frankfurt/M./Hamburg: Fischer

Nohlen, Dieter (Hrsg.) (2001): Kleines Lexikon der Politik. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung

Weber, Max (1956): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der Verstehenden Soziologie, Tübingen: Mohr

Weber, Max (1997): Politik als Beruf. Stuttgart: Reclam